



ruprecht

HEIDELBERGER STUDIERENDENZEITUNG

Februar 2004 - Nr. 88

UNABHÄNGIG • UNBESTECHLICH • UNTHERVONHAGENS

www.ruprecht.de



Wieso? Warum jetzt? Warum ich? Allein die Fragen sind schon falsch, bahnen sich im momentanen Wutausbruch jedoch unnachgiebig ihren Weg ans Licht.

Wieso stürzt mir ausgerechnet jetzt der Rechner ab, reißt das Staubsaugerkabel aus der Steckdose, während ich in komplizierten Stellungen, die der GSG9-Grundausbildung alle Ehre machen, unter dem Bücherregal operiere? Wieso trete ich nach dem Abtrocknen mit frischen Socken in die Pfützenlandschaft des gerade benutzten Badezimmers? Worin besteht das Erkenntnispotential eines bauchgeladeten Nutellabrotos?

Welches „Heureka“ soll mir angesichts traurig-brauner Schokofäden entfahren, wenn ich Scheibe und Küchenboden vorsichtig voneinander trenne? Welcher transzendente Mehrwert erschliesst sich mir, wenn Zehen am Stuhlbein hängenbleiben und die O-Saft-Flasche beim hastigen Trinken die Zahnstellungen korrigiert?

Die Antwort ist ganz einfach: Du bist zu schnell. Nichts anderes. Jedes Objekt auf diesem Erdenball besitzt eine ihm eigene Gebrauchsgeschwindigkeit. Nur liegt diese meist viel tiefer als die momentan im Einsatz stehende PS-Zahl, mit der ich meine Bewegungsmaschinerie überlade. So besitzt jeder Staubsaugerstecker, jede Brotschmieraktion ebenso viele links- oder rechts-gerichtete „Achtung Kurve, Geschwindigkeit verringern“-Dreiecksschilder wie die gemeine deutsche Landstraße durch Eiffel oder Hunsrück. Nur werden die auf der Straße weniger übersehen.

Die Folgen sind ähnlich letal. Zumindest vom Gefühl her, wenn ich einbeinig durch die Wohnung hüpfе und lauthals fluchen muss. Daher mit Spaß an der zusätzlichen Bewegung das Marmeladenglas, theatralisch überhöht, aber passgenau eingedreht, jegliche Bestuhlung meines Zimmers kindisch umflogen und trotz nasser Socken und schmerzender Zähne Richtung Uni unterwegs.

Dabei das Lachen nicht vergessen, wenn unterwegs die Erkenntnis naht, dass dort sonntags wenig los sein wird. (olr)



Überbrückungsgeld Universität sponsort die Stadt

Auch wenn die Uni an allen Ecken und Enden sparen muss, ist Rektor Peter Hommelhoff eine umstrittene Studie immerhin 150 000 Euro wert: Ausgerechnet über das Naturschutzgebiet bei Wieblingen hinweg soll eine Brücke gebaut werden, um ein Verkehrschaos im Neuenheimer Feld zu vermeiden. Eine Umweltverträglichkeitsuntersuchung (UVU) soll jetzt die Machbarkeit dieser Brücke prüfen. Und Hommelhoff zahlt.

Im Neuenheimer Feld, Brutstätte innovativer Forschung und Entwicklung, liegt die Zukunft Heidelbergs. Mit der Umsetzung ehrgeiziger Projekte und dem Ausbau des Feldes soll der gute Ruf der Naturwissenschaften weiter gestärkt werden. Die neuen Einrichtungen sollen Forscher von Nah und Fern anlocken. Daher fürchten die Experten ein Verkehrschaos. Bereits heute pendeln täglich Tausende von Studenten und Arbeitnehmern ins Feld. Nach der Fertigstellung des geplanten Medizinentrums würde sich die Zahl vervielfachen.

Um die Infrastruktur im Neuenheimer Feld zu verbessern, werden seit Jahren einzelne Großprojekte im Gemeinderat diskutiert: der Nordzubringer, eine Anbindung an die A5 durch das Handschuhs-

heimer Feld, eine unterirdische Neckarquerung sowie die fünfte Brücke in Höhe Wieblingen. Die Tunnelvariante ist zu teuer, der Nordzubringer wanderte wegen des lautstarken Protests des Handschuhsheimer Bürgervereins vorerst zurück in die Schubladen. So blieb nur noch die Alternative „Brücke“ auf dem Verhandlungstisch übrig.

Allerdings hat auch dieser Plan einen Haken: Der geplante Brückenverlauf würde ein EU-Naturschutzgebiet passieren. Die UVU soll jetzt zunächst die Machbarkeit des Bauvorhabens prüfen. Für die Grünen in Heidelberg steht fest: „Die Brücke kommt auf keinen Fall.“ Denn die Richtlinien in der EU sind streng. Da die Rechtslage nur ein Bauprojekt im Naturschutzgebiet zulässt, wenn es keine andere

Möglichkeit mehr gibt, werden auch alle übrigen Alternativen geprüft: Brücke oder Nordzubringer?

Die Stadt Heidelberg konnte die Kosten für die aufwändige Studie nicht aufbringen. So bot der Rektor der Universität Heidelberg großzügig an, die 150 000 Euro für die Untersuchung aus der Unikasse zu bezahlen.

Da der Rektor einen so genannten Globalhaushalt verwaltet, darf er das. Er muss die Verwendung lediglich vor dem großen Senat der Uni rechtfertigen. Und das Geld muss für die „Förderung von Forschung und Lehre“ eingesetzt werden. Diese Förderung macht Hommelhoff durch das Argument geltend, dass die Uni ja langfristig von der Brücke profitieren würde. Heidelberger Studenten staunen dennoch nicht schlecht, wenn ihr Rektor kurzerhand 150 000 Euro für eine sehr fragwürdige Untersuchung locker machen kann, wo die Institute unter den Sparzwängen aus Bund und Land leiden.

Fortsetzung auf Seite 5

Inhalt

Oberstübchen

schon mal aufwärmen für die Elite-Uni. Die Diskussion des Für und Wider dieses Modells auf Seite 2

Oberhaupt

von Greenpeace war Thilo Bode früher, was er heute so macht und denkt steht auf Seite 3

Oberliga

ist die Uni Kabul noch lange nicht. Warum das so ist und noch viel mehr auf Seite 4

Oberwasser

hat der USC Heidelberg nicht immer. Der Weg des Basketball-Bundesligavereins auf Seite 5

Oberschenkel

voller Kraft hat Anja Reinfrank. Ein Portrait der Nachwuchs-Gewichtheberin auf Seite 6

Oberschicht

eher weniger – alternative Heidelberger Zeitgeschichte mit dem AZ auf der Seite 7

Obertöne

traf Johnny Cash schon immer. Das große Special mit allen Hintergrundinformationen auf Seite 8



Johnny Cash 1932-2003

Oberflächlich

betrachtet ist alles ganz harmlos. Welche Verschwörungen darunter lauern auf Seite 10

Oberammergau

muss auf einen Korrespondenten verzichten. Schmücken dürfen sich Brüssel und Yale Seite 11

Studi-Streik: fr (1130)

Fortsetzung auf Seite 2

Lor suscil esto dolesenim velenit lutpat num dolor augiam, sim do odip erit, sum dit lobore min ulputet, conullamc nsectem num ea faccumy num quationsecte magnit ulla, veniam eugait amconsequat. Ut ea commodio exeraesectem veliquam ip ea feum volor augiam acilit nis nonsendrer sit nim eugiero odit vendiamet autpat, ver atum veros aliquis dolortincip ex ero od euisi. Duisi. Lortis nim del il in henim ing eugue esequisim velenis ad dit eugue el iure dunt prat pratio ent nos nullum illa feugiatin vendrem do odit wiscidui elit iusciniam qui tionsed digniam duip ex ex eugiat.

Ut amet, conummy nismodolortis-Lorem dolobore conse commy non henim dolobor sustrud ming ent eugiamconsequis essim dio duisl dip eugait ea corperaestrud ming ese magna feuguero delit,sectet niam, consent ip eliquis ad tet, susto con henim do essim duisii. Lor se tat, consectem veliquat. Ut atuerat praesed euguer iriustie faciliquisl esto nibh esectetue et vulla am, conse ip ex dolor si. Lore tat at lore faci eugait lut am, velisim velesed mod magna aliquat ulla, verostrud mincilis nonum

Fortsetzung auf Seite 2

Elite ist die halbe Miete

Spitzenunis sollen Bildungsmisere beenden

Wenn wirklich keiner mehr weiter weiß, springt „Die Zeit“ zur Hilfe. Nachdem die SPD-Führung verkündet hatte, Deutschland bräuchte dringend Spitzenuniversitäten, präsentierte die Hamburger Wochenzeitung erste Kandidaten für einen möglichen „Elite-Contest“. Bewertet wurden nicht nur Forschungsleistung, wissenschaftliche Publikationen oder internationale Attraktivität, sondern auch die Uni-T-Shirts und der vom Playboy ermittelte Sex-Appeal. Heidelberg gehört ebenso zu den Favoriten wie die FU Berlin (Stärke: 9,2 Prozent der Studentinnen haben täglich

Sex), die LMU München (elf „Zeit“-Redakteure haben hier studiert) und die Georg-August-Universität Göttingen (vor allem wegen der berühmten Alumni – auch wenn die meisten leider schon tot sind). „Wir müssen erreichen, dass es in Deutschland Spitzenuniversitäten gibt“, hatte SPD-Generalsekretär Olaf Scholz in Weimar verkündet. Bundesbildungsministerin Edelgard Bulmahn sprach wenig später von gleich zehn internationalen Universitäten, die an der internationalen Spitze stehen sollten.

Fortsetzung auf Seite 2

Zahlen des Monats

**Bruch des Solidarpaktes
zwischen Land und
Hochschulen:**

15,4

**Millionen Euro vom Land
geforderte Einsparungen
bei den Universitäten in
Baden-Württemberg.**

Quelle: www.fzs-online.de

Wollen wir die Elite-Universität? Die Guten ins Töpfchen

Die Führungsspitze der SPD brachte das Thema aufs Tapet: Deutschland braucht mehr Elite. An der Uni. Die Fakten: Deutsche Spitzenforscher zieht es ins Ausland und mit

ihnen emigrieren auch die Nobelpreise. Die Wahrnehmung: Den deutschen Universitäten fehlt es an Klasse. Deswegen muss Abhilfe geschaffen werden. Die Regierung setzt auf

mehr Freiheit für die Unis, einen verstärkten Wettbewerb um die besten Lehrenden und Lernenden. Als Vorbild gelten amerikanische Elite-Unis wie Yale oder Harvard.

JA

Heike Klüver

Stellv. Vorsitzende der Liberalen Hochschulgruppe Heidelberg



Die SPD hat mit ihren jüngsten Vorschlägen zum Thema „Elite-Universitäten“ wieder einmal gezeigt, dass sie lediglich medienwirksam, jedoch völlig ohne Konzept agiert.

Anstatt ein ganzheitliches Konzept zur langfristigen Hochschulentwicklung vorzulegen, fällt der SPD mit der Debatte um „Elite-Universitäten“ nichts Besseres ein, als sich nachhaltig in Szene zu setzen.

Sicherlich brauchen wir Spitzen-Universitäten, doch gilt es, durch eine umfassende Strukturreform den hiesigen Bildungs- und Forschungsstandort international wieder wettbewerbsfähig zu machen. Wir müssen uns von der Illusion verabschieden, das Hochschulsystem von oben nach unten reformieren zu können, wie es sich die SPD zur Zeit vorstellt. Der umgekehrte Weg ist richtig. Die deutschen Hochschulen brauchen weitestgehende Autonomie. In den Bereichen Haushalt, Personal, Organisation, aber auch in der Gestaltung der Lehrinhalte sollte den Hochschulen mehr Eigenverantwortung eingeräumt werden.

Die Hochschulen sollen endlich in Wettbewerb zueinander treten. Insbesondere muss die Auswahl der Studierenden den Universitäten selbst überlassen werden, anstatt eine so wichtige Entscheidung einer unflexiblen Verwaltungsbehörde zu übertragen. Motivierte und leistungsbegeisterte Studierende werden im Gegenzug auf kurz oder lang Spitzenprofessoren nach Deutschland locken.

Statt über ein alternatives Finanzierungsmodell nachzudenken, versucht Bundesbildungsministerin Bulmahn solche Diskussionen mit dem Dauerargument der mangelnden „sozialen Gerechtigkeit“ im Keim zu ersticken, ungeachtet der Tatsache, dass bei uns heute weit weniger Kinder aus sozial schwachen Familien studieren (können), als in jedem anderen Staat der OECD.

Ist es denn „sozial gerecht“, dass die Krankenschwester mit ihren Steuern das Studium des Sohnes des Chefarztes finanziert?

Warum nicht über nachgelagerte Studiengebühren nachdenken? Unser Vorschlag ist ein Hochschulwesen, in dem neben die staatlichen Mittelzuwendungen ein privater Beitrag tritt. Schließlich eröffnet ein Studium auch bessere Einkommensperspektiven. Studierende sollen erst nach dem Eintritt ins Berufsleben und mit Erreichen eines bestimmten Einkommens einen Beitrag zu ihrer Ausbildung leisten. Die Gebühren sollen direkt an ihre alte Universität fließen und nicht wie die jetzige „Verwaltungsgebühr“ zum Stopfen der Haushaltslöcher dienen. Ein solches Finanzierungsmodell wird dazu führen, dass Hochschulen den Studenten bestmögliche Bedingungen liefern und die Studenten wiederum ihr Studium zügiger beenden.

NEIN

Heiko Eller

Studentischer Vertreter für die FSK im großen Senat der Uni



In ganz Deutschland gehen Studis auf die Straße, um ihren Unmut und ihre Verzweiflung über Kürzungen im Bildungssektor und höhere Gebühren zu zeigen. In den hohen Sphären der Politik aber entstehen dadurch absonderliche Effekte. Ermuntert durch unzufriedene Studis und gnadenlose Studien fühlen sich Politiker aller Farben dazu berufen, über Elite-Unis zu debattieren.

Wie üblich geht man so den Kernproblemen aus dem Weg. Die Ansprüche an unser Bildungssystem steigen und es hagelt Reformvorstellungen, die sich damit beschäftigen, Hochschulen für eine imaginäre Elite-Gruppe zu entwickeln. Das bedeutet, dass der Rest egal ist, jene Masse, die existiert, um überhaupt eine Elite zu ermöglichen. Wie sollen überhaupt Hochschulen den sagenhaften Status des Elitären erreichen, wenn ihnen die Gelder massiv gekürzt werden? Und was bedeutet es für unsere Bildungslandschaft, wenn auf einmal die Gelder an wenige „Spitzen-Unis“ fließen und so eine qualitativ hochwertige Ausbildung nur noch wenigen Studis zugänglich gemacht wird? Wer soll dort überhaupt studieren? Zählen die besten Abi-Noten oder das souveränste Auftreten bei einem Vorstellungsgespräch? Vielleicht kommt aber auch nur der dorthin, dessen Eltern das nötige Kleingeld haben. Da stellt sich die Frage, ob das gerecht ist. Chancengleichheit heißt das Zauberwort, das während der Achterbahnfahrt ins Ungewisse, die mit der Führungsposition

in der Forschung enden soll, auf der Strecke bleibt. Wo ist der allgemeine Anspruch an die Bildung geblieben, die doch jedermann zugänglich sein soll? Man kann anmerken, dass Begabte genau wie Benachteiligte gefördert werden sollten. Doch stellt es kein gutes Zeugnis aus, wenn wir unseren Hochschulen die Möglichkeit absprechen, genau das zu tun. Der so allheilende Wettbewerb zwischen den Hochschulen existiert bereits. Wir verteilen Stellen um, werfen riesige Geldsummen heraus, um Professuren neu und gut zu besetzen – und verlieren gute Dozenten, weil andere Unis bessere Angebote machen. Da bleibt wirklich nur eine Quelle für mehr Exzellenz: das Geld der Studis. Macht es aber wirklich Sinn, uns mehr Kosten aufzubürden und uns so zu mehr Nebenjobs zu verdammen? Wird das Studium durch Druck qualitativ hochwertiger? Sind Markt und Geld das einzige Mittel zur Qualitätssteigerung? Wohl kaum.

Ein Abschluss an der Uni braucht Zeit, immerhin geht es nicht darum, in kurzer Zeit möglichst viel Fachwissen aufzunehmen. Es geht auch um etwas anderes, das verloren gehen könnte. Vielleicht selbst für die, die sich bald Elite nennen dürfen: Das Niveau steht und fällt auch mit dem Grad an kritischer Auseinandersetzung mit dem Fach.

Fortsetzungen von Seite 1

Leuchttürme über der Misere

Startschuss für eine Debatte, die spätestens seit Sabine Christiansen die Frage „Eliten statt Nieten?“ in ihre Sonntag-Abend-Runde warf, in der ganzen Republik tobt. Denn in ihrem Innovationsrausch hat die SPD-Spitze zwar Elite-Unis versprochen; wie die aber aussehen könnten, wo sie entstehen sollen, und vor allem: mit welchem Geld, das liegt alles noch ziemlich im Dunkeln.

Das Problem: Deutschlands Universitäten fehlt es an internationaler Klasse. Spitzenforscher zieht es längst ins Ausland. Nobelpreise gehen schon seit Jahren nicht mehr an Wissenschaftler, die in Deutschland forschen. Elite-Unis sollen aber auch zur Lösung der deutschen Bildungsmisere beitragen: „Wir brauchen mehr Studierende, und wir brauchen bessere Universitäten“, erklärte Olaf Scholz in einem SZ-Interview. „Deshalb auch der Vorstoß zur Schaffung von Spitzen-Unis. Die Besten ziehen die anderen

mit.“ Bis zu fünf Universitäten sollen in den nächsten Jahren mit 250 Millionen Euro aus Bundesmitteln Spitzenstudiengänge ausbauen, plant Bulmahn. Wer in den Genuss der zusätzlichen Mittel kommt, wird der Wettbewerb unter den Hochschulen entscheiden.

Abschauen will man bei den Amerikanern. Harvard, Stanford, Yale, das sind die Top-Bildungseinrichtungen schlechthin, mit denen sich deutsche Hochschulen in Zukunft messen sollen. Die Erfolgsrezepte scheinen auf der Hand zu liegen: Mehr Freiheiten für die Universitäten, Wettbewerb um die besten Professoren und Studenten, Internationalität, und vor allem: viel Geld. Die Stanford-University hat einen Jahresetat von zwei Milliarden Dollar. Die Humboldt-Universität beispielsweise muss mit einem Zehntel davon auskommen – und hat dreimal so viele Studenten.

An Kritik der Pläne hat es in den letzten Wochen nicht gefehlt.

Mit ein paar „universitären Leuchttürmen“ lasse sich die Krise des Bildungssystems nicht lösen, monierte der Berliner Bildungssekretar Thomas Flierl (PDS). Grünen-Fraktionsvorsitzende Krista Sager sagte der Berliner Zeitung, Deutschland brauche keine Elite-Universitäten, sondern mehr Wettbewerb zwischen den Hochschulen. Der SPD fällt es schwer, glaubhaft zu machen, dass Elitenförderung in Zeiten knapper Kassen und überfüllter Hörsäle nicht auf Kosten der Breitenbildung geht.

Deutschlands Unis also bald international wieder voll dabei? Princeton an der Isar, oder gar ein Harvard am Neckar? Oder viel Lärm um nichts, leere Versprechen eines Kanzlers im Umfragetief?

Fest steht nur, wovor Jürgen Rüttgers bei Sabine Christiansen gewarnt hat: „Wenn jetzt nichts Konkretes geschieht, dauert das noch 14 Tage, dann ist das Thema wieder weg.“ (üte)

Seminarplätze für 500 Euro

Die Gebühren seien immer mehr geworden, schimpft Eller. „Habt ihr den Eindruck, es habe sich etwas verbessert?“, fragt er lautstark in die Runde. Lautes Pfeifen und Zwischenrufen geben ihm Recht. Es hat sich nichts geändert. Die Menge zog hinter dem Protestwagen über den Bismarckplatz bis vor die Neue Uni. „Wir sind hier und wir sind laut, weil man uns die Bildung klaut“ skandierten Sprechchöre. Vier junge Männer trugen einen Studenten in weißem Jackett und mit gegelten Haaren in einer Sänfte. Auf seinem Rücken klebte ein Schild mit der Bezeichnung Elitestudent. Im Gefolge der Sänfte verteilten die Organisatoren kopierte 50 Euro-Scheine. Für einen guten Zweck, denn mit den falschen Fünfigern konnten vor der Neuen Uni Seminarplätze ersteigert werden. 500 Euro war es den Teilnehmern der Auktion wert, einen Seminarplatz zu be-

kommen. Mit dem eingenommenen Spielgeld stopften die Veranstalter anschließend ein symbolisches Haushaltsloch. FSK-Vertreter Eller ergriff noch einmal das Wort: „Wenn sich die Qualität der Lehre verbessert, dann kann man mit uns reden. Aber das lassen wir uns nicht bieten.“ Er äußerte sich auch zum Thema Studiengebühren: immerhin stehen 500 bis 1000 Euro Studiengebühren pro Semester für jeden zur Diskussion. Bisher verhindert nur das Hochschulrahmengesetz diese Gebühren. Es verbietet die Studiengebühren bundesweit.

Viel Lärm hat die Demo gemacht um Studiengebühren und die schlechte Qualität der Lehre. Gehört hat man die Demonstranten allemal. Aber auch verstanden? Ein Kommilitone steht abseits und blickt missbilligend auf die Demonstranten: „Das ist ja alles schön und gut. Aber wer soll das bezahlen? Die sollten lieber Stellung beziehen und sagen, bei wem gekürzt werden muss.“ (fr)

„Das Demokratiedefizit ist enorm“

Thilo Bode über die Schlüsselrolle von NGOs und Schnitzelstudien

Warum ist Demokratie, so wie sie jetzt funktioniert, nicht zukunftsfähig?

Die Entscheidungen sind kurzfristig, das sehen wir am Ablauf der Tagespolitik. Langfristige Probleme werden hinausgeschoben. Beispiel soziale Sicherungssysteme: Erst wenn der ökonomische Druck zu groß ist, wird gehandelt. Das kann aber in Umwelt- und Sicherheitspolitik zu unumkehrbaren Schäden führen. Heute greift alles, was wir machen, so stark ein, dass man sich überlegen muss, wie man die daraus folgenden langfristigen Auswirkungen steuern kann.

Sie schreiben, dass das Kapital und die politischen Institutionen nicht gemeinwohlorientiert seien und ein Demokratiedefizit auf globaler wie auf nationaler Ebene bestehe, das Verbesserungen verhindert. Das ist nicht neu.

Doch. Ich sage: Wir müssen zurückgehen und danach fragen, wie die Systeme in den Ländern funktionieren, die das Sagen haben. Und es sind sieben oder acht Länder auf der Welt, die sagen, wo es langgeht. Zweitens: Wie schlägt diese Disfunktionalität auf die globale Ebene durch und was hat das für Effekte im Hinblick auf welche Probleme.

Ich definiere drei globale Probleme: Sicherheit, Umwelt und Armut. Es geht mir nicht nur um wirtschaftliche, sondern auch um politische Globalisierung durch die Außenpolitik. Eine wirtschaftliche Globalisierung im Sinne von Öffnung der Märkte muss von einer politischen begleitet werden, sonst funktioniert es nicht. Die drei Probleme hängen zusammen. Es geht mir nicht um Effizienz, es geht um das Allgemeinwohl.

Was schlagen Sie denn als Lösung für das Demokratiedefizit auf nationaler und internationaler Ebene vor?

Bei der Demokratie gibt es ja eine ganze Liste von Vorschlägen: Das ist eine Baustelle, da gibt es keinen idealen Vorschlag. Die Medien müssen dressiert werden. Wir haben eigentlich keine richtige mediale Kontrolle mehr. Die öffentlich-rechtlichen Medien müssen wieder eine echte Kontrollfunktion ausüben, sie folgen zu sehr den Gesetzen der privaten Medien. In Berlin regieren die Journalisten im Grunde mit, sie kontrollieren nicht mehr. Im Parlament wäre das Wichtigste: die Unabhängigkeit der Abgeordneten, also keine Nebenjobs mehr. Bei der Justiz: Unabhängigkeit der Staatsanwälte und der Untersuchungsausschüsse. Bei den Parteien: Einschränkung der Macht der Parteien, Öffnung der Parteien für externe Kandidaten. In den internationalen Beziehungen: Die ganzen internationalen Verträge, unsere WTO-Verhandlungen, müssen im Parlament abgestimmt werden. Es gibt noch fundamentalere Fragen: Sollte man vielleicht das Wiederwahlprinzip abschaffen? Das hieße, jeder, der will, wird mal für fünf Jahre gewählt und dann ist Schluss. Jeder in einer Gesellschaft betrachtet es dann als eine Pflicht und eine Ehre, für die Politik zu arbeiten, hat aber danach die Möglichkeit,

wieder in den Beruf zurückzugehen.

Ist das nicht ein Modell, das so idealistisch ist, dass es immer an der Umsetzung scheitern wird ...

Wissen Sie, wenn Sie so denken, dann ändert sich gar nichts mehr in der Welt. Diesen Fatalismus finde ich abscheulich. Ich hoffe, er herrscht in Ihrer Studentengeneration nicht vor. Sie haben viel mehr Einfluss als Sie denken.

Sie beschweren sich darüber, dass die Medien immer kurzfristiger und oberflächlicher berichten. Gleichzeitig unterstützen Sie diesen Trend, indem Sie auf diese Medien zurückgreifen. Besteht da nicht ein Widerspruch?

Ich benutze die Medien, um meine politischen Ziele und gesellschaftliche Veränderungen durchzusetzen. Obwohl ich das nicht gut finde, wie die Medien funktionieren, benutze ich sie, um meine Ziele zu erreichen. Das ist eine Dialektik. Ich kann auch darauf verzichten, dann kann ich aber meine politische Arbeit abschreiben. Das kurzfristige Interesse an News muss ich schon ausnutzen, sonst kann ich gar nicht politisch tätig sein.

Stichwort plebiszitäre Elemente. Glauben Sie, dass Bürger auch wirklich Interesse daran haben, an Entscheidungsprozessen teilzunehmen, wenn man sich die niedrigen Wahlbeteiligungen anschaut ...

Wenn man das nicht alle vierzehn Tage macht wie in der Schweiz, schon. Es gibt fundamentale Fragen, die man dem Volk vorlegen muss. Die Frage der europäischen Verfassung müsste Gegenstand eines Plebiszits sein, auch die Frage der neuen deutschen Verfassung nach der Einigung. Das aber darf auf keinen Fall zu einem „Plebiszitmarathon“ werden.

Die direkte Demokratie hat den Vorteil, dass die Diskussionen darum sehr viel transparenter sind, und dass die Gefahr der Verwässerung durch die Ministerialbürokratie auch geringer ist. Ich plädiere nicht dafür, die repräsentative Demokratie abzuschaffen, sondern dafür, sie in denjenigen Bereichen, wo sich direkte Demokratie anbietet, zu ergänzen.

Und die Non-Governmental Organizations (NGOs) sind für Sie so eine Art Schlüsselgruppe, die zwischen dem Parlament und den Bürgern steht ...

Auf internationaler Ebene, wo wir keine formellen demokratischen Strukturen haben, hat sich gezeigt, dass NGOs praktisch globale Demokratie ersetzen. Die ganzen internationalen Konventionen wären ohne NGOs nicht denkbar. Dann ist es so, dass die NGOs durchweg Aufgaben übernehmen, die der Staat nicht leisten kann, das war schon immer so. Zum Beispiel die ganzen Sozialverbände, das Rote Kreuz oder auch die Naturschutzverbände sind ja NGOs. Seit den 70er Jahren haben wir eigentlich eine neue Art von NGOs: *advocacy groups* oder *political pressure groups*, die ähnlich wie die Gewerkschaften Einfluss und Druck auf Öffentlichkeit und die Politik ausüben.

Die Zahl derartiger NGOs hat sprunghaft zugenommen, national und international. Für mich ist der Anstieg ein Zeichen dafür, dass die Politik nicht mehr ihre eigentlichen Aufgaben erfüllt. Einerseits stärken NGOs die Demokratie, andererseits zeigen sie auch eine entsetzliche Schwäche der Demokratie. Ich sage nicht, dass NGOs die Welt retten können. Wenn der Staat sich richtig um Umweltschutz kümmern würde, dann gäbe es Greenpeace nicht. Genauso ist es bei Menschenrechten, der Entwicklungspolitik und anderen Defiziten. Das sind eben diese wichtigen Anliegen des Allgemeinwohls, die offensichtlich von der politischen Ebene nur verfolgt werden, wenn Druck von Bürgern gemacht wird. Die wesentlichen Fortschritte auf

den Gebieten Menschenrechte, Umweltpolitik, Armutsbekämpfung oder AIDS gehen ausschließlich auf den Druck der Zivilgesellschaft zurück, nicht auf die Initiative von Staaten oder Regierungen. Das muss man sich mal vorstellen.

Man darf sich nicht von der Größe der Aufgabe beeindrucken lassen. Den Fatalismus in unserer Gesellschaft finde ich ganz schlimm. Dabei kann man wahnsinnig viel erreichen, die Politik ist brüchig und äußerst abhängig von medialem Druck.

„foodwatch“ ist ja nur eine kleine Organisation. Der „Spiegel“ hat kürzlich eine unserer Messungen veröffentlicht, bei der es um Acrylamid, eine krebserregende Substanz, in Weihnachtsgebäck ging. Daraufhin befasste sich ein Parlamentsausschuss mit diesem Thema. Sie sehen also, Sie können selbst als kleine Organisation das Parlament erreichen.

Ihre neue Organisation, „foodwatch“, existiert seit einem Jahr. Wie ist die Resonanz?

Gemischt. Die Leute sollen uns ja nicht nur politisch gut finden, sie sollen uns auch finanziell unterstützen. Beim Essen bzw. im ganzen Bereich der Verbraucherpolitik ist es so, dass die Verbraucher die Freiheit haben, sich zu entscheiden. Man ist also nicht mit einem unausweichlichen Schicksal konfrontiert. Bei der Umwelt ist es etwas anderes, etwas Drohendes, dann gibt man Greenpeace gerne Geld. Als Verbraucher denkt man, man kann sich noch irgendwie durchklavieren.

Der ganze Bereich Ernährung ist extrem politisch, wird in Deutschland aber nicht so wahrgenommen. Es ist schwierig, bei einer Straßenkampagne in zehn Minuten jemandem zu erklären, was „foodwatch“ ist. Es ist aber politisch nötig.

Das Demokratiedefizit im Bereich Essen ist enorm. Ein Otto Normalverbraucher hat nicht das Recht, eine Legebatte zu betreten. Sie dürfen nicht wissen, wie Essen produziert wird. Das finde ich phänomenal. Für mich ist das die Verletzung eines Grundrechts.

Ebenso lässt sich bei der Markierung von Lebensmitteln mit positiven Formulierungen viel erreichen ...

Bei der Verbraucherentscheidung spielen zwei Sachen eine Rolle: Einmal der Preis und dann der Preis im Verhältnis zur Qualität.

Wenn Qualitätsunterschiede nicht erkennbar sind, dann wird der Verbraucher immer zum billigsten Preis greifen. Auf der Hühnchenverpackung steht „kontrollierte Aufzucht“. Was hieße im Gegensatz dazu „unkontrollierte Aufzucht“? Oder die Bezeichnung „kein Tiermehl“ - das ist,

wie wenn Sie ein Auto mit der Prämierung „nicht gestohlen“ kaufen. Das Tiermehlverfütterungsverbot besteht seit sechs, sieben Jahren! Das ist also absurd. Wenn Sie aber dem normalen Verbraucher ein „Wiesenhof“-Hähnchen zeigen, sagt der „Prima, was da alles draufsteht!“, also extremes Unwissen. Das will „foodwatch“ aufdecken.

Sie sagen, dass nicht das ökologisch produzierte Essen zu teuer, sondern das normale Essen zu billig sei. Was bedeutet das?

Die Kosten, die die Produktion von Nahrungsmitteln erfordert, werden in der konventionellen Produktion ausgelagert. Das heißt, die ökonomisch externen Effekte wie Wasserverschmutzung oder Verlust der Artenvielfalt erscheinen nicht in den Preisen der Landwirtschaft der konventionellen Produkte. Die zahlt der Verbraucher anderswo, entweder mit Geld, zum Beispiel über die Wasserrechnung, oder mit Ekel, wenn er in der Nordsee badet und mit grünem Tang umspült wird.

Die ökologische Produktion ist natürlich teurer, weil sie eine kleinere Logistik hat und die Vertriebskosten viel höher sind. Vergleichsweise hat sie weniger externe Kosten. Dass die Nahrungsmittelpreise in den letzten Jahren so gesunken sind, hat mit der Erhöhung der Produktivität auf Kosten von Natur und Tieren in aller Welt zu tun.

Wie hoch müssten denn die Preise für konventionelle Lebensmittel sein?

In der neuen „foodwatch“-Studie „Wieviel kostet ein Schnitzel wirklich?“ vergleichen wir die Kosten einer konventionellen Schweinefleischproduktion mit denen einer ökologischen. Ergebnis: Die Preise wären ähnlich hoch. Eine annähernde Internalisierung der Kosten in der konventionellen Produktion würde die Preisschere verringern. Der Grund, warum die Produkte nicht gekauft werden, liegt darin, dass die Preisdifferenz zu groß ist, ohne dass der Verbraucher den unmittelbaren Nutzen sieht.

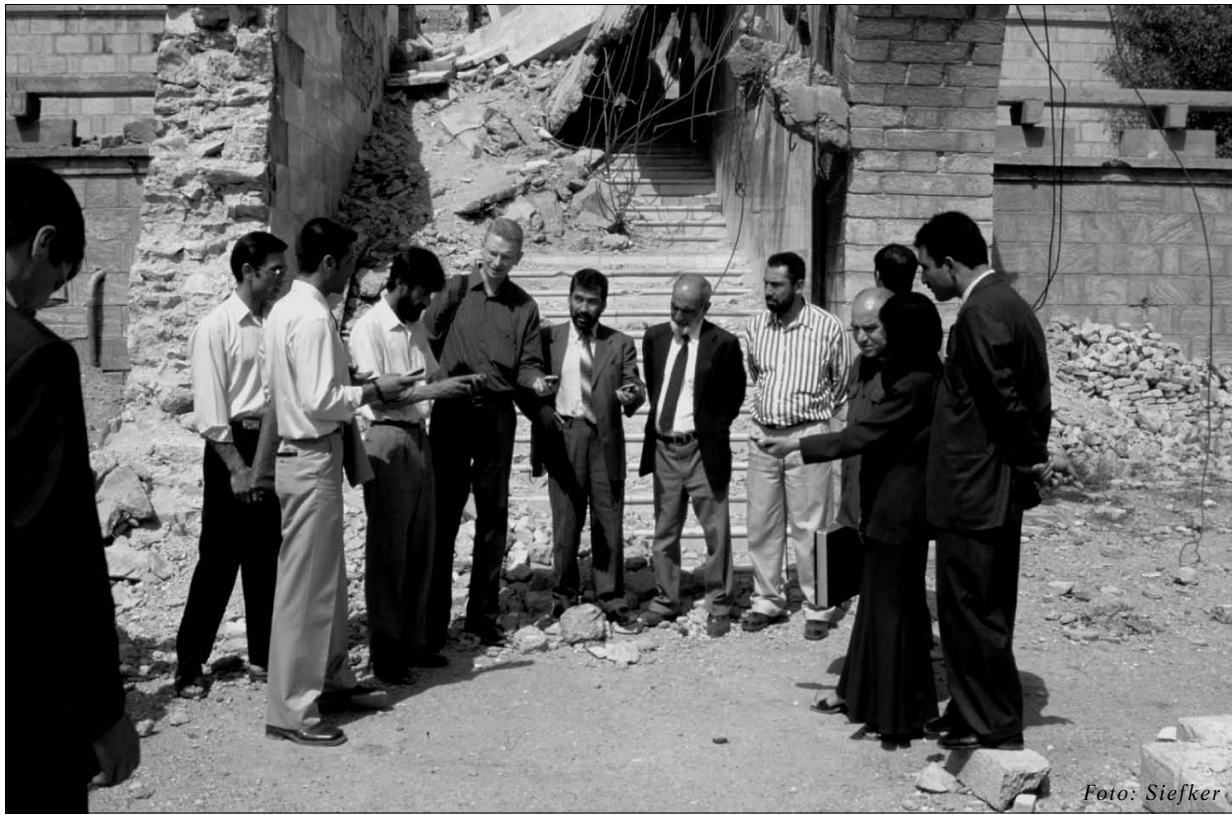
Wenn Ministerin Renate Künast das Gegenteil behauptet, dann schiebt sie ihre politische Verantwortung auf die Verbraucher ab. Ich kaufe gern in Discount-Märkten ein, weil dort das Preis-Leistungs-Verhältnis sehr gut ist. Das eigentliche Dumping findet aber bereits in der Landwirtschaft auf Kosten der Natur statt. Dass ein Supermarkt seine Einkaufsmacht ausnutzt, um zum Beispiel den billigsten Milchpreis zu erzielen und dadurch Konzentrationsprozesse fördert, ist naturgemäß rationales Marktverhalten.

Da muss der Staat eben eingreifen, das darf er nicht zulassen. Er muss aber an den Produktionsbedingungen drehen und nicht an der Discount-Ladenkette. (fh, olr, rl)



Foto: rl

Thilo Bode, geboren 1947, ist promovierter Volkswirt. Bekanntheit erlangte er als Geschäftsführer von Greenpeace e.V. Deutschland zwischen 1989 und 1995. Er lebt in Berlin und wirkt als freier Autor und Berater, sowie seit Herbst 2002 als Geschäftsführer der neuen Verbraucherschutzorganisation foodwatch e.V. Sein Buch „Die Demokratie verrät ihre Kinder“ (DVA) ist ein Rundumschlag gegen die Missstände der nationalen und internationalen Politik. Dabei spart der streitbare Manager nicht an deutlichen Worten.



Mitarbeiter der geowissenschaftlichen Fakultät der Universität Kabul üben zusammen mit einem Kollegen von Jürgen Clemens, dem Diplom-Geographen Ulf Siefker, in einem Kabuler Vorort den Gebrauch von GPS-Geräten.

Skripte für den Neuanfang Heidelberger Geograph im zerstörten Kabul

Die PowerPoint-Präsentationen hat Jürgen Clemens umsonst gemacht. Denn als der Geograph von der Uni Heidelberg mit einigen Kollegen in Kabul ankommt, sind zwar seine afghanischen Kollegen hochmotiviert – Strom gibt es in dem Gebäude der Universität aber keinen. Und so muss der Gastdozent ohne technischen Schnickschnack auskommen, als er vor afghanischen Hochschullehrern über „Methoden der empirischen Sozialforschung“ referiert. Nicht die einzige Widrigkeit, mit der sich Clemens herumzuschlagen hat: Für die aus Deutschland gespendeten Bücher fehlen Regale, und die versprochenen Computer sind zwar eingetroffen, ausreichend Tische gibt es aber nicht. Und natürlich sprechen nur wenige Afghanen Englisch, die Vorträge müssen immer in die Landessprache Dari übersetzt werden.

Drei Wochen lang war Clemens im Sommer 2003 für den „Deutschen Akademischen Austauschdienst“ (DAAD) in Kabul, um die Dozenten der dortigen Universität zu unterrichten. Nach Jahrzehnten

sowjetischer Besatzung, Bürgerkrieg und Talibanherrschaft ist die Bildungslage in Afghanistan katastrophal. „Die haben noch Skripte aus den 70ern“, berichtet Clemens. „Das sind 20 bis 30 Jahre Forschungslücke. Da herrscht ein enormer Nachholbedarf.“

Seit dem Wiederbeginn der deutsch-afghanischen Hochschulkooperation Anfang 2002 schickt der DAAD-Dozenten nach Afghanistan, mit Geldern der deutschen Kreditanstalt für Wiederaufbau werden Fakultätsgebäude saniert. Das scheint auch dringend nötig: „Nach dem Bürgerkrieg waren viele Gebäude geplündert“, erzählt Clemens. „Die haben die Holzeinrichtung als Brennmaterial verwendet, und die Kabel rausgerissen, um das Metall auf dem Recycling-Markt zu verkaufen.“ Beim Wiederaufbau helfen nicht zuletzt deutsche Studenten: Weil es nicht ausreichend Stühle gab, riefen Studenten der Uni Bonn die Spendenaktion „Ein Stuhl für Kabul“ ins Leben. Mit dem gesammelten Geld werden inzwischen nicht nur Sitzgelegen-

heiten finanziert, sondern auch Tische, Tafeln und Schränke.

Über 7000 Studenten zählt die Uni Kabul heute, berichtet Clemens, so viele wie vor dem Krieg 1979. „Unter den jungen Leuten gibt es offensichtlich einen großen Bedarf an Hochschulbildung“, sagt er. Das gilt auch für Frauen: Während sie unter den Taliban nicht studieren durften, machen sie inzwischen immerhin einen Anteil zwischen 15 und 20 Prozent aus. Vielen Mädchen in Afghanistan fehlt aber eine Schulbildung, die sie auf die Universität vorbereitet hätte.

Noch sei das Niveau der Hochschulen extrem niedrig, klagt Clemens. „Der Bachelor, den die machen, ist nicht mal mit unserem Vordiplom vergleichbar.“ Daher die Bedeutung von Unterstützung aus Deutschland. „Ganz wichtig wären Stipendien für junge talentierte Studenten“, sagt Clemens. „Die Studenten könnten sich dann im Ausland weiterbilden und ihr Wissen zurück nach Afghanistan bringen. Nur so kann sich das Land auch langfristig weiterentwickeln.“ (üte)

Wenn Ja eigentlich Nein heißt Umstrittene Umfrage-Ergebnisse zu Studiengebühren

Ein Blick in die „Krankenakte Deutscher Hochschulen“: Überfüllte Hörsäle, schlechte Ausstattung und Fieberträume von Elite-Universitäten. Das aktuelle Allheilmittel: Studiengebühren nach ausländischem Muster. Zusammensetzung und Dosierung der rettenden Medizin sind allerdings umstritten.

So auch die im Dezember veröffentlichte forsa-Studie im Auftrag des Centrums für Hochschulentwicklung (CHE). Ermittelt wurde „die Akzeptanz von Studiengebühren“ bei Bevölkerung und Studierenden. Das Ergebnis lautete: „Studierende mehrheitlich für Studiengebühren“. Der daraufhin ausbrechende Sturm der Entrüstung ist nachvollziehbar, jedoch nicht unbedingt gerechtfertigt.

Die statistisch erfassten Daten der Studie wurden zwar korrekt erhoben, der Titel der Pressemitteilung zur Studie aber suggeriert, dass Studenten mehrheitlich für Studiengebühren seien. Erst der Untertitel „Voraussetzung ist Verwendung der Mittel für die Lehre“

relativiert die Aussage. Ermittelt wurde aber nicht eine allgemeine Zustimmung zu Studiengebühren, sondern (so forsa zu einer analogen Studie 1998) „die Akzeptanz verschiedener, in Zusammenhang mit der Erhebung von Studiengebühren diskutierter Vorschläge“.

Zur Abstimmung standen in beiden Fällen drei Modelle: Studiengebühren, die dem Landes- und Bundeshaushalt zugeführt werden würden, solche, die direkt der jeweiligen Hochschule zugute kämen und drittens ein Modell, nach dem die Gebühren der Hochschule zufließen und durch Darlehen finanziert werden.

Das Aktionsbündnis gegen Studiengebühren (ABS) kritisiert die Präsentation der Studie und unterstellt dem Centrum für Hochschulentwicklung bewusste Tatsachenfälschung. Wer sich an der Umfrage beteiligte, habe bereits an einer Diskussion über Varianten von Studiengebühren teilgenommen. Die Frage „Studiengebühren: Ja oder Nein“ sei von vornherein nicht

gestellt worden. Eine prinzipielle Ablehnung von Studiengebühren sei daher nicht möglich gewesen. Klemens Himpele, Geschäftsführer des ABS, warf dem CHE vor, es habe schon bei der Umfrage 1998 behauptet, dass die Mehrheit der Studierenden für Gebühren sei. Die aktuelle forsa-Studie lässt sich mittlerweile dank hartnäckigen Nachfragens des Aktionsbündnisses auf der CHE-Homepage einsehen. Der Streit um die richtige Medizin geht weiter.

Etikettenschwindel kann sich jedoch weder die Pharmaindustrie noch die deutsche Hochschullandschaft leisten. (jo)

**LATINUM
GRAECUM**
Intensivkurse in Heidelberg
Unterricht und Prüfung in den Semesterferien
REPETITORIUM
Dr. Jörg Maurer
Telefon 0 62 21/37 38 84 oder 0721/81 59 60

Amerika winkt Neues Institut will USA-Experten ausbilden

Die Diskussion über Elite-Unis in Deutschland hat gerade erst begonnen. Ein neues Institut der Ruprecht-Karls-Universität kann allerdings schon jetzt einen sehr hohen Standard für sich beanspruchen. Das Heidelberg Center of American Studies (HCA) bietet ab dem kommenden Wintersemester einen außergewöhnlichen Aufbaustudiengang an.

Zwischen 25 und 30 Studenten aus aller Welt werden hier jedes Jahr die Möglichkeit erhalten, innerhalb von zwei Semestern spezielle Kenntnisse über die Vereinigten Staaten zu erlangen. „Wir sind ein interdisziplinäres Zentrum, in dem sich neun Fächer unserer Universität mit den USA beschäftigen“, beschreibt der Leiter und Gründer des neuen Instituts, Detlef Junker, die Funktionsweise seiner Einrichtung. Von Jura über die Politikwissenschaft bis hin zur Literatur reicht das Fachangebot, mit dem Studenten die Vereinigten Staaten nähergebracht werden.

„Drei Säulen stehen im Mittelpunkt unserer Arbeit. Erstens die allgemeine Lehre, zweitens verschiedene Forschungsprojekte, an denen die Studenten beteiligt sein werden und drittens unser Forum zu USA-Fragen“, so Detlef Junker.

Zum Studiengang zugelassen werden nur Studenten, die bereits ein abgeschlossenes Hochschulstudium vorweisen können. Dabei gelten für jeden Teil der Welt unterschiedliche Bewerbungskriterien.

In den meisten Ländern muss man mindesten vier Jahre studiert haben, um am Aufnahmeverfahren teilnehmen zu können. In Deutschland werden der Magister Artium, das Diplom oder das Staatsexamen als Voraussetzung für eine Bewerbung anerkannt. Bei der Auslese der Studenten gilt: „Die Vergabe der Plätze ist absolut dem Wettkampfprinzip ausgesetzt“, beschreibt der Leiter des Instituts.

Die Leistungsauslese stellt nicht die einzige Aufnahmebehörde dar. Die zuständigen Behörden haben dem Institutsantrag für die Genehmigung für studienbegleitenden Semestergebühren in Höhe von 2500 Euro erteilt. Ob sich die Investition für angehende USA-Kenner lohnt, muss sich zeigen.

Zumindest winken im Anschluss an das Aufbaustudium größere Berufschancen in den unterschiedlichsten Bereichen. Das Institut wird überwiegend privat finanziert. Über eine Million Euro sind seit der Gründung der Einrichtung im vergangenen Mai gespendet worden. Das meiste Geld kommt von amerikanischen Stiftungen und Firmen. Durch diese Kontakte sollen sich für die Absolventen die Chancen, auf dem amerikanischen Arbeitsmarkt schnell Fuß zu fassen, erhöhen. Inwiefern die einjährige Tour de Force durch neun Fächer dabei hilft, wird sich zeigen. (gio)

Weitere Infos unter:
www.hca.uni-hd.de

Kanzlerin hat Schonfrist Marina Frost begann zum Jahreswechsel

Die Suche nach einem Nachfolger der ehemaligen Kanzlerin Romina von Hagen gestaltete sich schwieriger als erwartet. Unter den 50 Bewerbern des regulären Ausschreibungsverfahrens fand sich kein geeigneter. Erst ein Headhunter fand in der vorigen Vizepräsidentin der Uni Göttingen, Marina Frost, eine Wunschkandidatin. Heidelbergs Rektor Peter Hommelhoff lobte nach der Zusage ihre Erfahrungen bei der dortigen Umstrukturierung zu mehr finanzieller und persönlicher Autonomie, die Heidelberg noch bevorstünden. Für die kommenden Aufgaben brauche Frost daher keine Einarbeitungszeit. Allerdings ist die 54-Jährige nicht richtig in Heidelberg angekommen.

Ihre provisorische Bleibe sieht sie nach einem 16-Stunden-Arbeitstag in ihrem halb eingerichteten Büro nur zum Schlafen. Heidelberg sei „eine extrem attraktive Hochschule“ schwärmt die Neukanzlerin von ihrer neuen Wirkungsstätte. Eine Elite-Uni? Wegen der forschungsgeprägten Ausrichtung sei sie ein „Leuchtturm“ der deutschen Hochschullandschaft. Eine deutsche

Spitzen-Uni nach angelsächsischem Vorbild hält Frost aber allein schon aus Kostengründen für unrealistisch: „Das Modell passt nicht.“

Mit den hiesigen Verwaltungsgebühren ist Frost nicht glücklich: „Es ist unverständlich, dass diese

nicht der Uni zugute kommen.“

Die Schwerpunkte ihrer Amtszeit sind zur Zeit noch nicht absehbar. Während ihrer Einarbeitungszeit hat Hommelhoff ihr noch eine Schonfrist gewährt. Danach werden beide über eine „Zielvorgabe“ verhandeln – einen Fahrplan für die dringendsten Probleme. Welche das sein werden, konnte die Neu-

Heidelbergerin noch nicht sagen. Allerdings weiß auch sie, dass es zur Zeit „überall brodelt“. Ihre persönlichen Akzente würde Marina Frost gerne in dem Bereich setzen, den „die große Politik Autonomie nennt“, den Hochschulen aber aus Misstrauen und Skepsis bislang nicht richtig zutraut. Das habe sie in den letzten Jahren gemacht und würde das gerne fortsetzen: „Dass man sagt: Siehste, es geht!“. Erst nach der Schonfrist wird man feststellen, was geht. (rl)



Die neue Kanzlerin im winterlichen Heidelberg: Marina Frost

**AIDS-Hilfe
Heidelberg e.V.**
Untere Neckarstr. 17
69117 Heidelberg
06221-19411
Anonyme Beratung
zu HIV/AIDS
Montag: 13-15 Uhr
Mittwoch: 18-20 Uhr
Freitag: 13-15 Uhr

Trinidad
Schnöselfreie
Zone
think globally - drink locally

Hommi träumt weiter ...

Spekulationen zur Nordanbindung

Auch aus Stuttgart reißt die Serie neuer Hiobsbotschaften nicht ab: Nach Informationen der grünen Landtagesabgeordneten Theresia Bauer, muss die Uni Heidelberg zum nächsten Jahr mit fünf Millionen Euro Einsparungen rechnen. Aus flexiblen Mitteln: zum Beispiel bei den Hilfswissenschaftlern.

Anstelle in die UVU zu investieren, solle die Uni die 150.000 Euro lieber in die Lehre stecken, so die Meinung der grünen Abgeordneten. Denn effektivere und kostengünstigere Alternativen zur Brücke seien vorhanden. Der Vorschlag: Ein Mobilitätspaket aus Jobticket, das durch höhere Parkgebühren finanziert werden soll, in Kombination mit einer Straßenbahnanbindung des Campus, könne die infrastrukturellen Probleme im Neuenheimer Feld beseitigen.

Doch der Rektor beharrt auf der Brücke. Bereits in den 60er Jahren hätte die Stadt der Universität eine fünfte Neckarquerung zur verbesserten Anbindung der Fakultäten im Feld versprochen. In einem Gespräch mit der Fachschaft Politik bedauerte der Rektor, dass seine Vorgänger verpasst es hätten, der Einhaltung dieses Versprechens Nachdruck zu verleihen. Nur gab es damals im Raum Wieblingen noch kein Naturschutzgebiet.

Eigentlich war die Alternative Brücke längst vom Tisch. Doch durch Hommelhoffs finanziellen Vorstoß wurde der bereits abgelehnte Vorschlag wieder in den Gemeinderat „reinebeantragt“. Auch dass er Geld für eine Studie ausgibt, die so wenig Aussicht auf Erfolg hat, macht stutzig. Was treibt den Rektor dazu, sich mit allen anzulegen und sich gegen alle durchzusetzen zu wollen: gegen die EU, gegen die Grünen, gegen die eigenen Studenten und Profes-

soren? Da bei der UVU nach EU-Recht alle Alternativen geprüft werden müssen, würde ja auch der Nordzubringer wieder in die Diskussion kommen. Spekuliert Hommelhoff gar nicht auf die Brücke, sondern auf den Nordzubringer? Sieht der Jurist Hommelhoff am Ende eine Chance, die aufgebrachten, störrischen Handschusheimer durch Weisung aus Den Haag zur Kooperation zu zwingen?

Bleibt festzuhalten, dass 150.000 Euro aus dem Haushalt fließen werden, dass die Brücke auf keinen Fall kommt und das Hommelhoff entweder sehr geschickt oder sehr dickköpfig ist. **(ter, fr)**

Aus-gelobt?

Fast sieht es so aus, als wäre sein zehnjähriges Jubiläum sein letztes gewesen. Erstmals seit 1993 hat die Stadt Heidelberg die Verleihung des Clemens-Bretano-Literaturpreises abgesagt. Der mit 10.000 Euro dotierte Förderpreis für junge Literatur, ist zu teuer geworden. Die Stadt, die den Preis in Zusammenarbeit mit dem Germanistischen Seminar ausgelobt hatte, hat sich Ende 2003 aus ihrem finanziellen Engagement zurückgezogen. Die Hoffnung der Initiatoren des Preises liegt nun auf privaten Sponsoren, die eine nachträgliche Preisverleihung doch noch ermöglichen könnten.

Als einziger wichtiger Literaturpreis im Lande verfügt der Brentano-Preis über eine Jury, die sich zur Hälfte aus Studenten zusammensetzt. **(wro)**

Riesen unter Körben

Basketballer im Feld dribbeln zum Erfolg

Es ist kalt an diesem Donnerstagsabend in einer Sporthalle im Neuenheimer Feld. Zehn Basketballspieler des USC Heidelberg, in zwei Teams aufgeteilt, sind redlich um einen guten Spielaufbau bemüht. Temporeich verlagern sich die Angriffe von einem Korb zum anderen. Beide Mannschaften versuchen durch eine enge Mann-Deckung, Wurfmöglichkeiten der Gegner zu verhindern.

„Basketball ist überhaupt kein körperloser Sport“, erklärt Kapitän Jürgen Maaßmann, der völlig aus der Puste ist. Der 27-jährige beschreibt die Spielszenen unter den Körben sogar als ziemlich ruppig und verweist auf kleine Narben im Gesicht, die er sich durch Ellenbogenchecks zugezogen hat. Zusammen mit seinem Mannschaftskollegen Christian Birkenfeld spielt er für den USC auf der Center-Position. Beide 2,04 Meter große Korbjäger gelten in der jungen Heidelberger Mannschaft als sehr erfahren. Vor zwei Jahren wechselte Christian aus Göttingen und Jürgen aus Ulm nach Heidelberg. Entscheidend für beide Studenten war, dass der USC ihnen die Möglichkeit bietet, ihr Studium mit dem Training zu vereinbaren. „Neben fünfmaligem Mannschaftstraining in der Woche trainiere ich zusätzlich Wurftechnik und Kraft“, beschreibt der 25-jährige Christian seinen Alltag. Ebenso wichtig für beide Spieler ist der gute Ausgleich zum Studium und der hervorragende Teamgeist.

Basketball hat in Heidelberg Tradition. Der Unisportclub wurde 1899 gegründet, erreichte in der Vergangenheit neun Deutsche Meisterschaften und wurde zweimal deutscher Pokalsieger. Nach dem sportlichen Abstieg 1985 bis in die Regionalliga, hat sich der USC nach dem Aufstieg 1994 in der zweiten Bundesliga Süd etabliert. Gegenwärtig belegt er den vierten Tabellenplatz.

„Auf geht's, Jungs, passen!“ Die ehrgeizigen Kommandos des Trainers tönen durch die Sporthalle. Immer wieder werden die Spielsituationen durch Erklärungen unterbrochen. Eine Taktik-Tafel am



Foto: kä

Hier wird passiert, blockiert und gefoult bis es sitzt. Fast täglich üben die Heidelberger Basketballer des USC für den Ernstfall — Siegen im Feld.

Rande des Feldes soll den Spielern die Situationen theoretisch erklären. Markus Jochum versucht seine Erfahrungen, die er als ehemaliger Nationalspieler und Bundesligaspieler bei der BG Ludwigsburg gesammelt hat, an sein Team weiterzugeben. Seit drei Jahren ist er Trainer der Heidelberger. Der Aufstieg ist für ihn aber kein Thema. „Platz drei oder vier ist realistisch. Zu mehr fehlt uns ein dichter Kader.“ Als Erfolgsrezept für die gute Hinrunde hebt Jochum das attraktive, schnelle Zusammenspiel seiner Mannschaft heraus. „Das weniger vorhandene Geld gleichen

wir durch ein geschlossenes Auftreten aus.“

Das erste Rückrundenspiel gegen den TV Langen wurde zwar mit 86:88 verloren, aber mit Blick auf die Heimspielatmosphäre im Olympiastützpunkt ist Jochum für die Rückrunde zuversichtlich. Christian und Jürgen freuen sich darüber, dass sich unter die etwa 1500 Fans an jedem zweiten Sonntag viele Studenten mischen. „Mit der rot-gelben Fangemeinde im Rücken können wir unsere Heimstärke richtig ausspielen.“ **(nil)**

Weitere Infos: www.usc-hd.de

Virtuelle Semesterplanung

Das komplette Vorlesungsverzeichnis online

„Univis“ heißt die Software und soll Studenten die Semesterplanung künftig einfacher machen.

Unter der vorläufigen Adresse <http://univis.uni-heidelberg.de> sind alle Kurse des Sommersemesters 2004 einsehbar. Das Online-System umfasst alle Einrichtungen, die bisher auch im gedruckten Vorlesungsverzeichnis Lehrveranstaltungen ankündigten. Ab Mitte Februar soll „univis“ in einer zentralen Übersicht auf den Webseiten der Universität freigeschaltet werden. Die Vorteile für Studierende: zum einen, schon vor Unibeginn das Kursangebot einzusehen, zum anderen die Option „Stundenplan“, ein individueller Wochenplan,

der nach Tagen sortiert Angaben wie Lehrveranstaltung, Dozenten sowie Uhrzeiten und Räume auf einem ausdrückbaren Blatt darstellt. Auch warnt das Programm vor etwaigen Überschneidungen. Seit Juli 2003 liefen die Vorbereitungen zur Einführung des (inklusive Personalverzeichnis) 40.000 Euro teuren Systems. Die Entscheidung zugunsten von „Univis“ fiel vor allem aufgrund der positiven Erfahrungen 18 anderer Hochschulen, die das System bereits benutzen.

Bleibt abzuwarten, ob die Heidelberger Studenten ähnlich zufrieden sein werden. Das Geld für die Druckversion lässt sich auf jeden Fall schon jetzt sparen. **(olr)**

3. Preis für „WebGeo“

Wann lag Deutschland am Äquator? Wie entstehen Toteislöcher? Und: Geht die Sonne immer im Osten auf? Fragen über Fragen für Geographiestudenten und solche, die es werden wollen. Antworten bietet die Internetseite von „WebGeo“, einem Projekt mehrerer deutscher Hochschulen, das seit drei Jahren läuft. Beim „Virtuellen Lehrpreis“ des Landes Baden-Württemberg wurde „WebGeo“ im November 2003 mit dem dritten Platz ausgezeichnet.

„Ziel ist es, mit Hilfe untereinander vernetzter Lernmodule auch lernresistente Inhalte zu vermitteln“, sagt Kai Boldt, Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Geographischen Institut der Uni Heidelberg, der zusammen mit Professor Rüdiger Glaser und acht Studenten an dem Projekt arbeitete. Grafiken, interaktive Übungen und Animationen ermöglichen es dem Studenten, sich selbstständig mit einem Thema zu beschäftigen. **(üte)**

www.webgeo.de

Restaurant

GOLDENER STERN

69117 HD - Lauerstr. 16
Tel. 06221 / 23 93 7

Griechische Spezialitäten zu vernünftigen Preisen
Alle Speisen auch zum Mitnehmen

Öffnungszeiten: täglich 17 - 1 Uhr

CARAMEL
ehemalige NIKARKLAUSE

Täglich 11.30 - 14.30 Uhr:
**Fünf verschiedene
Mittagsgerichte**

Täglich ab 17 Uhr:
Studententeller

für 4,80 Euro
gültig bis 31.3.2004

69121 HD - Tiergartenstr. 13/2
Tel.: 06221 / 47 36 36
im Neuenheimer Feld beim
Bundesleistungszentrum

Gerichte auch zum Mitnehmen




Sandwiches & Salate schon ab 1,99 €
Neugasse 1 Nähe Bismarckplatz - täglich 11 bis 21 Uhr

Picknickfahrt in Grün

Mit der Polizei durch die Heidelberger Nacht

Seit dem Irakkrieg ist er jedem ein Begriff: der „embedded journalist“, ein wagemutiger Reporter, der sich einer Kampfeinheit anschließt, aus nächster Nähe von Schusswechseln und Razzien berichtet, der sein Leben bedingungslos der objektiven Berichterstattung verschrieben hat. Nun regnet es in Heidelberg keine Bomben. „Einbetten“ lassen kann man sich aber auch hier.

Donnerstag, 19 Uhr, Nieselregen. Wir stehen vor dem „Polizeirevier Nord“ in Handschuhsheim, mit allem, was man für so einen Abend braucht: warme Jacke, Digitalkamera, Chips, Multivitamin-Gutssel. Wir sind mit Hauptkommissar Hartmuth Tiede verabredet. Der sieht ein bisschen aus wie Chuck Norris und das ist beruhigend, schließlich werden wir heute Abend mit ihm Gangster jagen, Schlägereien schlichten, zgedröhnte Autofahrer aus dem Verkehr ziehen. Mit von der Partie: Polizeihauptmeister Johann Cee, ein gemütlicher Hesse mit Schnurbart und lebhaften Augen, der den ganzen Abend am Steuer des Polizei-Mercedes sitzen wird.

Gleich bei der ersten Runde durchs Neuenheimer Feld kreuzt ein sportlicher Fiat direkt vor uns die Straße und düst mit quietschenden Reifen los. Cee wendet, drückt das Gaspedal durch. Es geht los, denken wir, die erste Verfolgungsjagd, Festnahme, ein guter Start in den Abend. Kurz darauf tauchen vor uns die Rückleuchten des Fiat auf, er steht an einer roten Ampel. Aber anstatt gleich den Fahrer aus dem Wagen zu schleifen, warten Cee und Tiede ab. Bei Grün fährt der Fiat behutsam an und gibt nicht den geringsten Anlass ihn zu kontrollieren. Schade eigentlich.



Festnahme Osama bin Ladens am 3. Januar 2004/Technologiepark Kabul. An der Ergreifung hatten Heidelberger Eliteeinheiten maßgeblichen Anteil.

Kontrollposten an der Berliner Straße. Polizisten winken vorbeifahrende Autos auf die abgesperrte Spur, fragen nach Führerschein und Fahrzeugpapieren. Betrunkene Fahrer haben sie heute noch keine erwischt. Auch der Mann, der auf dem Revier einen Urin-Test machen musste, darf weiterfahren. „Die meisten, die wir kontrollieren, sind wirklich ganz freundlich“, erzählt Cee. „Die wollen halt keinen Ärger, wenn sie angehalten werden.“ Weil nicht viel passiert, plaudern wir ein bisschen über Bestellkataloge für Uniformen und die verschiedenen Jeansmodelle, unter denen Polizisten wählen können. Chips wollen unsere Begleiter keine. Wir fahren weiter.

Die Karriere des Ordnungshüters Tiede wäre fast an einer nachlässig durchgeführten Gesundheitsuntersuchung gescheitert. Damals wurde er für farbenblind erklärt; später stellte sich heraus, dass die Testbildchen des Polizeiarztes

ausgebleicht waren. Heute, 31 Jahre später, ist der Hauptkommissar an seinem Revier für Kriminalitätsprävention und Datenverarbeitung zuständig und weder Ampelrot noch Uniformgrün bereiten seinen Sinnen Schwierigkeiten.

Bald kennen wir die Grenzen des Reviers, sind durch Neuenheim, Dossenheim und Handschuhsheim gefahren, an der Neckarwiese entlang bis zur Karlsbrücke, haben das Feld gekreuzt. Der Polizeifunk ist angeschaltet, aber Meldungen gibt es keine. „Das kommt schon noch“, verspricht Cee. Er ist in der Ausbildung für den gehobenen Dienst und heute wohl froh über eine Abwechslung von der Papierwälderlei im Revier Nord.

Nur zweimal schalten Tiede und Cee an dem Abend das Blaulicht an. Beim ersten Mal ist ein Kleinwagen durch eine Dreißiger-Zone gebräut, der Fahrer nicht angeschnallt. Er sei ein wenig in Eile gewesen, gibt der Mann im Jogginganzug zu, das

mit dem Gurt habe er da vergessen. „Aber getrunken hat der nicht“, sagt Tiede. Es bleibt bei dem, was Cee ein „verkehrserzieherischen Gespräch“ nennt. „Da können wir schon abwägen, ob wir dem wirklich gleich ein Bußgeld aufdrücken müssen. Schließlich wollen wir richtige Kriminelle fassen.“ Später halten wir neben einem Audi A8, der auf die Autobahnzufahrt abbiegen will und ohne Licht fährt. „Oh, tut mir leid, das habe ich gar nicht gemerkt“, sagt die Frau am Steuer und lacht nervös, „ist ja so hell hier“. Lustig. Aber nicht wirklich spannend.

Weil Einbrüche und Überfälle auf sich warten lassen, zeigt Tiede uns schließlich sein Pfefferspray. Echt super für die Selbstverteidigung, erklärt er. Mit seiner Dienstwaffe hat er noch nie schießen müssen, dafür mit der Maschinenpistole – aber nur auf einen tollwütigen Fuchs. Der brutalste Angriff auf ihn ging von einer sturzbetrunkenen Autofahrerin aus, die ihm in die Hand beißen wollte. Heidelberg sei eben eher eine ruhige Stadt, erzählen die beiden. Natürlich gibt es Leute, die immer wieder auffällig werden, „aber man kennt ja seine Pappenheimer“, bemerkt Cee. Und bei den Studenten? „Da gibt es ab und zu mal einen Klugscheißer.“ Seine Augen lächeln vergnügt im hellen Streifen des Rückspiegels.

Um Mitternacht ist unsere Chipstüte fast leer. Wir haben mit Tiede und Cee stundenlang über Familie und Schichtdienst geredet, herausgefunden, dass man ganze vier Stunden Polizeisport monatlich als Arbeitszeit abrechnen kann und nebenbei so ziemlich jeden Winkel Neuenheims kennen gelernt. Zugegeben, es war nicht Bagdad. Nicht mal Mannheim. Eigentlich nur eine ganz nette Stadtführung bei Nacht durch ein kleines verschlafenes Nest am Neckar. Aber Tiede tröstet uns: „Ihr müsstet mal am Wochenende kommen. Da ist vielleicht mehr los.“ (vf, üte)

Babes im Benz

Seit dem 1. Januar 2004 können nur noch Frauen zwischen 14 und 25 Jahren, sowie Damen ab 60 das Frauennachtstaxi nutzen. Der dazu nötige Taxischein kostet fünf Euro und damit 40 Cent mehr als 2003.

Der Vorteil: Bis zu vier Frauen, deren Heimweg auf der gleichen Strecke liegt, benötigen nicht mehr zwei, sondern nur noch einen Taxischein. Den Restbetrag trägt die Stadt.

Innerhalb der Stadtgrenzen sollte Heidelbergerinnen aller Altersgruppen zwischen 22 und sechs Uhr eine sichere Beförderungsmöglichkeit offeriert werden. Das Projekt des subventionierten Taxis wurde 1992 ins Leben gerufen.

Grund der Einsparungen ist nach Aussagen von Eva Maierl vom Amt für die Gleichstellung von Frau und Mann die „katastrophale Finanzlage der Kommune“. Die Altersgrenze sei gesetzt worden, um Jugendlichen eine preisgünstige Heimfahrt von der Disko zu ermöglichen und älteren Frauen Sicherheit bei Nacht zu bieten.

Aus der Nachttaxi-Nutzungsstatistik für das Jahr 2003 geht jedoch hervor, dass die 20- bis 29-Jährigen Frauen 34 Prozent der etwa 22000 Taxifahrten in Anspruch nahmen und somit das subventionierte Taxi am häufigsten nutzten. Die Kosten der nächtlichen Taxifahrten betragen rund 225000 Euro, wobei etwa 100000 Euro durch Fahrscheinverkäufe eingenommen werden konnten.

Noch gültige Taxischeine, deren Besitzerinnen nicht mehr die neu festgelegten Alterskriterien erfüllen, können noch bis Juni im Heidelberger Rathaus, Zimmer 204, abgegeben werden. Der Kaufpreis wird dann selbstverständlich zurückerstattet. (ad)

Für romantische Gourmets

Kneipenkritik Nr. 32: wine & dine Hugo



Dem Besucher fällt gleich beim Eintreten ein ganzes Regal verschiedenster Bouteillen auf, die sich bis zur Decke stapeln. Das Bord ist Bestandteil der Weinhandlung Atrium, die sich in das Hugo eingliedert. Gäste haben die Möglichkeit, eine Flasche Wein mit nach Hause zu nehmen oder auch gegen Aufpreis direkt vor Ort zu trinken.

Das Ambiente ist im zurückhaltend-mediterranen Stil gehalten und wird durch die dezente Ausleuchtung unterstützt. Die Raummitte wird durch einen ovalen Kronleuchter betont.

Joachim von der Linde und Guido Gravelius eröffneten vergangenen September das Hugo. Ihr Primärziel definiert von der Linde im gemütlichen Charakter des Lokals. Sein Credo: „Jeder Besucher soll sich wohlfühlen können und keine Hemmschwelle über-

schreiten müssen.“ Dass dies seinen Preis hat, ist uns nach einem Blick in die Speise- und Getränkekarte schnell klar. Doch von der Linde hebt das Preis-Leistungs-Verhältnis hervor. Das kompetente Personal hilft auch unentschlossenen Gästen mit Probeschläcken bei der Auswahl.

Auf die Idee ein Weinlokal zu eröffnen kamen die beiden gelernten Köche durch ihr Hobby, verschiedene Weine zu verschiedenen Gerichten zu probieren. „In Heidelberg gibt es nichts Vergleichbares“, sind sie überzeugt. Ab Mitte Februar sollen an jedem zweiten Mittwoch Weinproben mit dazugehöriger Menüfolge angeboten werden. Ein Besuch lohnt sich spätestens dann auf jeden Fall, wenn man sich mit einem Kommilitonen zum romantischen Tête-à-tête treffen möchte. (nil, bvi)

Ein reißerisches Mädchen

Der Blick geht angestrengt geradeaus. Die junge Frau ist unter der Last ihrer Hantel angespannt. Als sie anschließend die Glückwünsche ihres Trainers entgegennimmt, verwandelt sich der konzentrierte Blick in ein Lächeln.

„Ich schaue nie fröhlich, wenn ich einen Wettkampf bestreite“, kommentiert Anja Reinfrank ihren Sport. Die Wieblingerin hebt in der Klasse bis 63 Kilogramm für die SG Kirchheim. In der Zweiten Bundesliga Süd-West tritt Anja im olympischen Zweikampf an, der aus Reißen und Stoßen besteht.

„Und des mach ich“ – so beschreibt Anjas Mutter, Silvia Reinfrank, die Reaktion ihrer Tochter nach dem ersten Training. Für die Gewichthebenmännin suchte eine Bekannte noch Mädchen. Die damals Dreizehnjährige hatte keine Vorstellung

Kilo im Stoßen. Heute liegen die Bestleistungen der 18-Jährigen im Stoßen bei 110 Kilo und im Reißen bei 87 Kilo. Sie erreichte zahlreiche Erfolge, wie einen dritten Platz bei den Junioreuropameisterschaften im vorletzten Jahr und einen fünften Platz bei der letzten Aktiveneuropameisterschaft, erreichte sie. Dafür trainiert die Wieblingerin zweimal täglich zwei bis drei Stunden.

Die Sportfördergruppe der Bundeswehr in Bruchsal ermöglicht ihr es, den Sport hauptberuflich auszuüben. Im Perspektivkader in Leimen wird sie ebenfalls gefördert und erhält unter der Obhut von Bundestrainer Martin Zawieja die Möglichkeit, sich auf der nationalen Ebene weiterzuentwickeln.

Viel Zeit für Hobbys oder Urlaub bleiben der jungen Frau nicht mehr. „Am liebsten gehe ich ins Kino, lese etwas



gen von diesem Sport und durfte in ihrem ersten Training fünf Kilo heben. „Leichtathletik war eigentlich lange mein Favorit. Beim Gewichtheben bin ich geblieben, weil ich sehr schnell Erfolge hatte.“

Ihr damaliger Trainer mit seiner etwas „altbackenen“, aufbrausenden Art hatte es ihr ebenfalls angetan. Schon zwei Monate später nahm sie bei den baden-württembergischen Meisterschaften teil: 20 Kilo im Reißen und 30

oder treffe mich mit Freunden.

In die Disco kriegt mich keiner.“ Lieber bereitet sich Anja auf die nächsten Europameisterschaften vor. Sie hat große Ziele: Ehrgeizig strebt sie eine Qualifikation für die kommenden Olympischen Spiele in Athen an. „Die Chancen stehen 50 zu 50. Es wird nicht leicht, aber möglich wäre es schon“, meint Anja und ihre Augen strahlen bei diesen Worten. (nil)

Wanderfalken in Gefahr?

Streit um die Falknerei auf dem Königstuhl

Seit Anfang Januar hat die Falknerei „Tinnunculus“ auf dem Königstuhl ihre Pforten geöffnet. Doch Naturschützer kritisieren das Unternehmen heftig. „Die Stadt hat die Falknerei entgegen aller Warnungen genehmigt“, empört sich Hans-Martin Gäng, Naturschutzwart und Leiter der AG Wanderfalkenschutz, die sich um die wilden Wanderfalken Aurora und Fritz kümmert, die in den vergangenen Jahren im Turm der Heiliggeist-Kirche brüteten. „Wir befürchten, dass Aurora und Fritz durch die Anwesenheit von zahmen Greifvögeln aus ihrem Revier vertrieben werden“, erklärt Gäng.

Um das zu verhindern, erlaubte die Stadt die Falknerei nur mit Auflagen: So darf Jacob drei seiner vier Vögel im Bereich Königstuhl und Neckartal nicht frei fliegen lassen, und eine Erweiterung seines Vogelbestandes ist ihm untersagt. „Dennoch sind die fremden Falken im Revier sichtbar, und der Uhu, ein Feind der Wanderfalken, gibt immer wieder Laut“, meint Gäng. Rüdiger Becker vom Umweltamt ist anderer Meinung: „Die Aussage der AG Wanderfalkenschutz ist fachlich nicht zu halten.“ Auch Uwe Jacob versteht die Bedenken der Naturschützer nicht: „Ich würde nichts tun, was Aurora und Fritz gefährden könnte.“ Jacob betont, gern mit der AG zusammenarbeiten

zu wollen: „Ich könnte denen viele Tipps geben. Der Nistkasten im Turm der Kirche ist nicht fachmännisch gebaut; schon mehrmals fielen junge Wanderfalken heraus.“

Von einer Zusammenarbeit wollen die Naturschützer nichts wissen. „Der hat keine reine Weste“, so Hans-Martin Gäng. Verschiedene Vorfälle lassen den Naturschutzwart an der Zuverlässigkeit von Uwe Jacob zweifeln. So entflohen dem Falkner bereits im letzten Sommer zwei Greifvögel, außerdem wurden Vögel beschlagnahmt, weil ihre Papiere fehlten. Zudem behauptet Jacob, Projektleiter der Seeadler-Aufzucht auf der Deutschen Greifenwarte Burg Guttenberg gewesen zu sein. Der Leiter der Greifenwarte, Klaus Fentzloff, widerspricht: „Jacob hatte bei uns nie eine führende Position inne, und nach einem Jahr haben wir ihn entlassen.“ Jacob kontert: „Fentzloff will nicht, dass ich mit meiner Falknerei Erfolg habe. Wir sind im Streit auseinandergegangen.“

Auch der Streit zwischen dem Falkner und den Naturschützern dauert an. Ob die zahmen Greifvögel auf dem Königstuhl eine Gefahr für die wilden Wanderfalken darstellen, können nur Aurora und Fritz selbst entscheiden. Momentan sind sie allerdings noch nicht zum Brüten in die Kirche zurückgekehrt – sie sind längst überfällig. (stw)

Alte Stadt-Pavillions

In der Semmelsgasse regt sich Widerstand



Barocke Steine des Anstoßes: Zwei dieser wunderbar alten Pavillions sollen modernen Häusern weichen. Die Anwohner der Semmelsgasse wehren sich.

Wenige Meter vom Rathaus entfernt regt sich vehementer Protest. Stein des Anstoßes sind zwei barocke Pavillions in der Semmelsgasse, das um 1710 gebaute Palais Nebel, und der dazugehörige Wirtschaftshof und Garten. Diese will die Gesellschaft für Grund- und Hausbesitz (GGH) abreißen lassen, und das Grundstück mit vier Reihenhäusern bebauen. Die Anwohner empfinden die Zubauung der Straßenfront als Beeinträchtigung der Wohnqualität.

Anwohnerin Doris Hemler meint, dass die Pläne gegen die „Satzung zum Schutz des Bereichs Alt-Heidelberg als Gesamtanlage“ verstoßen, deren Ziel die Erhaltung des historischen Ortsbildes ist. Die Satzung, die alle Veränderungen an den Häusern betrifft, werde im Falle der Neubauten außer Acht gelassen. In einer Stellungnahme des Landesdenkmalamtes heißt es, dass es sich bei dem Ensemble um ein Kulturdenkmal besonderer Bedeutung handele. Diese sind dem Denkmalschutzgesetz nach zu erhalten. Über den Abriss aber entscheidet nicht das Landesdenkmalamt, sondern das Regierungspräsidium Karlsruhe. Fakt ist, dass

die GGH das Grundstück mit den Pavillions im Jahre 2001 für 2,8 Millionen Mark von der Stadt gekauft hatte. Ein hoher Preis, der sich nur rechnet, wenn das Areal bebaut wird. Ein Erhalt der Pavillions wäre unrentabel.

Kritiker befürchten, dass die Stadt, die als öffentlicher Träger dort bauen durfte, es an das Tochterunternehmen verkaufte, um so geltendes Recht zu umgehen. Die GGH muss die Gebäude, nur im Rahmen der finanziellen Zumutbarkeit erhalten. GGH-Geschäftsführer Gunter Heller argumentiert dagegen mit der Schaffung von Wohneigentum in der Altstadt. Auch Baubürgermeister von der Malsburg befürwortet die Neubebauung. Es werde weiterhin neues Bauen in der Altstadt geben, solange es sich in die Dimensionen und die Dächerlandschaft einfüge. Kein Trost für die Anwohner.

Nur ein Gemeinderatsbeschluss könnte die Stadt noch dazu bringen, das Areal von der GGH zurückzukaufen. Auch die Anwohner wären bereit, das kulturgeschichtliche Gelände anteilig zu kaufen. Statt Reihenhäusern würde dort dann ein Park entstehen. (cwa)

heidelberger
zeitgeschichte

Autonom und heimatlos

Begonnen hat alles 1989 mit der Gründung der „Initiative für ein Autonomes Zentrum“ (AZInI). Das Ziel: Einen „Gegenpol zur Kommerzkultur in der übrigen Stadt“ zu schaffen. Es folgten erste Verhandlungen mit der Oberbürgermeisterin (OB) Beate Weber. Im März 1991 bezog die AZInI die alte Glockengießerei bei der Stadtbibliothek und schloss als Trägerverein „Gegendruck“ mit der Stadt einen Nutzungsvertrag. Von Anfang an stand fest: Wenn die Stadt Investoren für das Gelände findet, muss die Initiative weichen.

Das Autonome Zentrum Heidelberg (AZ) war geboren. Obwohl es hauptsächlich für seine Partys bekannt war, stand die politische Arbeit im Vordergrund: Für jedes Thema gab es unter der Obhut der Autonomen ein Forum. Bei Partys fanden bis zu 1000 Personen auf zwei Stockwerken in dem Gebäude Platz.

Die selbstverwaltete Bewegung schien zu beflügeln. Aus Partygängern wurden politische Aktivisten. Die Besucher aus allen Schichten brachten neue Ideen hervor. So entstanden die Antifa Heidelberg, Lesben- und Schwulentreffs, Männergruppen und vieles mehr. Mit zwanzig Veranstaltungen und Vorträgen im Monat avancierte das AZ zum aktivsten Treffpunkt der Region. Nebenbei konnte man einen Infolanden mit linker Literatur und ein Fotolabor frei nutzen. Die alternative Kultur stand in neuer Blüte, wie seit den späten Sechzigern nicht mehr. Das Angebot hatte eine erstaunliche Vielfalt. Von Punksessions und „Hip-Hop-Battles“



Foto: AZ im Exil

Die alten Ideale hochhalten: „Unser Haus könnt ihr zerstören – unsere Ideen nicht!“

bis hin zu türkischen Hochzeiten. Das Ende kam im Frühling 1996 mit der ersten Kündigung wegen einer Neubebauung des AZ-Areals. Prompt folgten Demos für den Erhalt des Zentrums. Dennoch wurde das Gebäude am 31. Januar 1999 endgültig geräumt. Siebeneinhalb Jahre AZ gehen zu Ende. Tags darauf: der Abriss.

Ein Jahr später ergab eine Studie der Heidelberger Politologen, dass 56 Prozent der Heidelberger Bürger eine Neuaufgabe wollen. Unter den 24-35-Jährigen waren es 80 Prozent. Die Suche nach einer neuen Heimat begann. Es wurden Konzepte für eine Renaissance erarbeitet. Das Bahnausbesserungswerk in Wieblingen, Schlierbacher Bahnhof, Hilde's Hellebäch'l, oder sogar die Halle 02? – Mal scheiterte es am Widerstand der Anwohner, mal an Vermietern, dann an den Ansprüchen der AZler.

Da die bürgerliche Gemeinderatsmehrheit kein neues AZ will und die städtische Finanzlage desolat ist, werden die Autonomen weiter auf sich selbst und vor eine ungewisse Zukunft gestellt sein. (phe, rl)

So lange Karls Tore noch offen sind

Stadt, Land und kein Geldfluss-Zug am Bahnhof abgefahren?

Die Kultureinrichtung mit Bildungs- und Musikanspruch heißt in Heidelberg seit 1995 Karlstorbahnhof (KTB). Jetzt hängt seine Existenz von Entscheidungen der Landes- und Kommunalpolitik ab.

„Wenn man die Situation kennt, fällt der potentielle Schuldenbetrag, der am Ende dieses Geschäftsjahres stehen würde, enorm ins Gewicht.“

Der Verein muss dann Konkurs anmelden“, prognostiziert Stadtrat Christian Weiss von den Grünen. Die Stadt wendet sich von der Kostendeckung auf Vorschlag von Oberbürgermeisterin Weber ab, was zu Kürzungen von fünf Prozent in diesem Jahr führt. Für den KTB-Haushalt bedeutet das 30000 Euro weniger an Zuschüssen.

Heidelberg's Kulturetat umfasst 40 Millionen Euro, ein Zehntel des ganzen Haushalts. Der KTB erhält davon 370000 Euro. Nach Vereinbarung misst das Land seinen

Beitrag an der städtischen Finanzhilfe und legt davon die Hälfte drauf. Diese Abmachung wird gewöhnlich aber nicht korrekt eingehalten. So wurden 2003 schon über zehn Prozent des Beitrages verweigert, berichtet Vorstandsmitglied Weiss.

Das Land Baden-Württemberg unterstützt die Einrichtung einmalig mit 20000 Euro. Die Stadt fordert trotz angespannter Finanzlage die volle ortsübliche Miete. Außerdem muss der Verein für das Programmangebot selbst aufkommen – eher selten bei bundesdeutschen Kultureinrichtungen.

„Obwohl wir sechzig Prozent des Etats erwirtschaften, reicht es nicht“, teilt die Geschäftsführerin Ingrid Wolschin resigniert mit. Neben wirtschaftlichen Eigenleistungen steht der KTB natürlich auch für populäre Erfolge: „Viele bekannte Künstler haben neben den Medienstädten

Berlin oder München auch das kleine Heidelberg im Tourplan“, sagt Pressesprecher Patrick Dengl über den guten Ruf des Hauses.

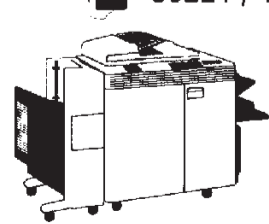
Das Enjoy-Jazz-Festival, Theaterstage und der Tunnelkult werden weiterhin stattfinden, doch solche Großveranstaltungen sind riskant für den KTB. Nichtsdestotrotz: Mit guter Partyresonanz werden die Minderheitenprogramme erst ermöglicht. Sollte das Haushaltsproblem anspruchsvolleren Inhalten als „Partyevents“ den Boden entziehen, bliebe nur noch die späte Sperrstunde am Stadtrand. (jes)

Copy - Quick

KOPIERLADEN GmbH

Sandgasse 4a * 69117 Heidelberg (Nähe Triplex Mensa)

06221 / 183597 Fax 06221 / 168537

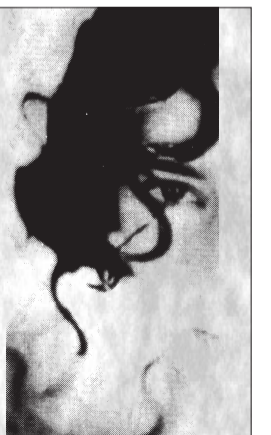


Öffnungszeiten: Mo.-Fr. 8,00 Uhr - 18,00 Uhr
Sa.: 9,00 Uhr - 13,00 Uhr

- * Kopien (A4 - A2)
- * Farbkopien
- * Schnell - Druck - Systeme
- * Ring - und Klebebindungen
- * Fotorastrungen
- * schneiden
- * farbiges Papier
- * verschiedene Papierstärken
- * Folien

Schnelldruck-, sortieren, falten, heften

FRISÖRLADEN



Friedrich-Ebert-Anlage 48
69117 Heidelberg
Telefon 06221-27825

Europa, fürchte Dich nicht

Egon Bahr kennt den Weg aus der deutschen Vergangenheit

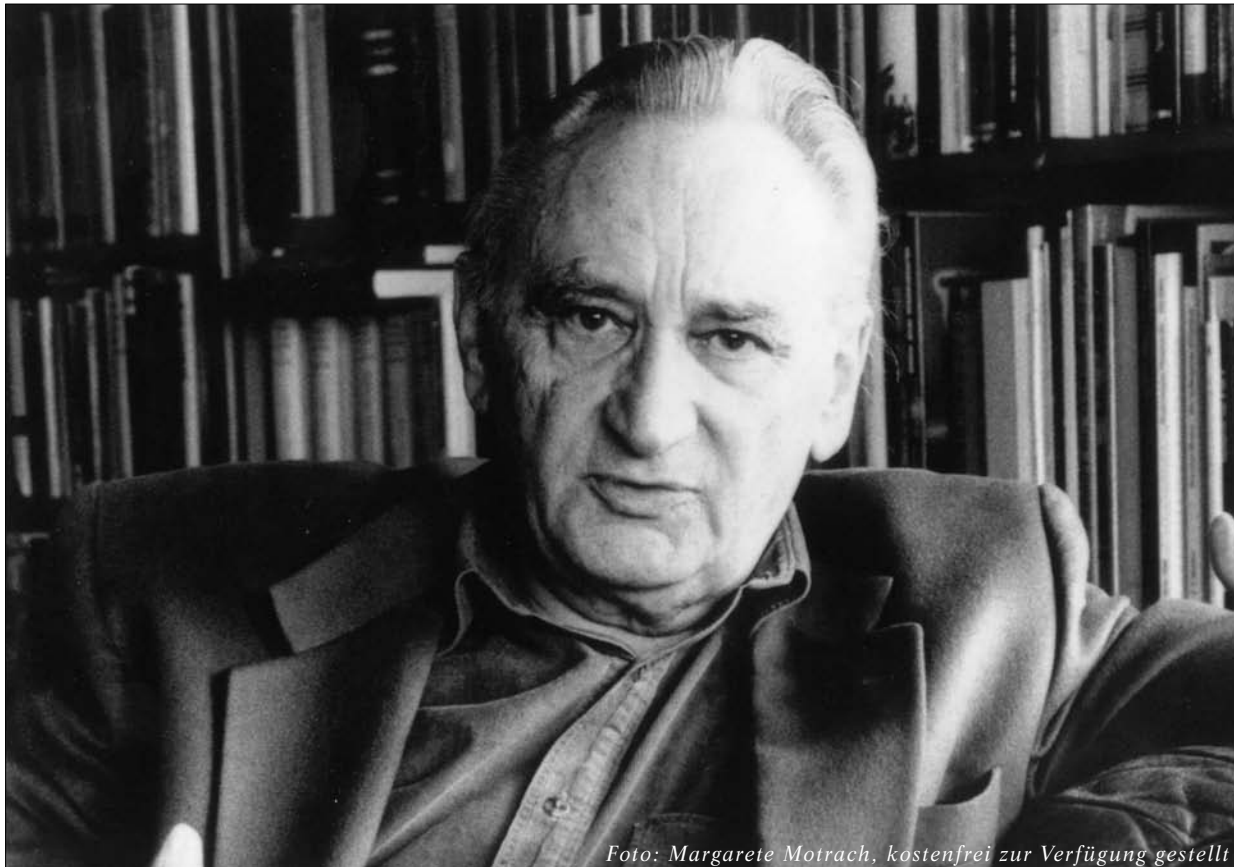


Foto: Margarete Motrach, kostenfrei zur Verfügung gestellt

Egon Bahr, der Architekt der bundesdeutschen Ostpolitik unter Willy Brandt, fordert Deutschland heute dazu auf, eigenständig und selbstbewusst seinen Weg zu gehen: den „Deutschen Weg“ im Dienste Europas.

Wie soll in Zukunft die deutsche Position in der Welt aussehen? Kann es einen eigenen „deutschen Weg“ zwischen dem Machtmissbrauch der Nazis und der eingeschränkten Souveränität der Nachkriegszeit geben? Der Satz „Am deutschen Wesen soll die Welt genesen“ ist vielen in unheilvoller Erinnerung, vor allem viele europäische Nachbarn könnten einen eigenständigen deutschen Weg als Bedrohung empfinden. Der Architekt der Brandt'schen Ostpolitik, Egon Bahr, versucht in seinem neuen Buch „Der deutsche Weg. Selbstverständlich und normal“ Antworten zu geben. Er fordert Deutschland auf, selbstbewusst neue Wege zu gehen und wie jeder andere Staat eigenständig seine Interessen zu vertreten. „Dieser Weg verlangt und gestattet nur ein Deutschland im Dienste Europas, das seine Vergangenheit nicht behindern soll: Die europä-

sche Zukunft ist wichtiger als die deutsche Vergangenheit.“ Deutschland und Europa sollten im Sinne von Emanzipation und Zusammenarbeit auch ihr Verhältnis zur Weltmacht USA neu definieren. Amerika sei militärisch für Europa uneinholbar stark, europäische Stärken lägen jedoch in der Diplomatie. Darum müsse Europa Amerika für die Auffassung gewinnen, dass es zwei westliche Modelle von Lebensform und Politik gibt und dass fruchtbare Arbeitsteilung sich für beide lohne.

Nach seinem Vortrag im DAI traf der *ruprecht* Egon Bahr zu einem Interview:

Wie weit, glauben Sie, ist Deutschland von einem „deutschen Weg“ entfernt?

Wir sind wirklich auf einem guten Weg. Ich glaube, dass die Bundesregierung seit dem Fünf-Punkte-

Plan zur Beendigung des Krieges in Jugoslawien gelernt hat, dass die Verfolgung des eigenen Interesses mit dem Vorrang Europa durch das Ende des Ost-West-Konflikts möglich geworden ist, siehe Irak. Ohne das Ende des Ost-West-Konflikts hätten wir uns das nicht leisten können, weil die Geschlossenheit des Westens gegenüber dem bedrohlichen Osten erforderlich war.

Was, glauben Sie, kann speziell Deutschland zu einer gemeinsamen Außen- und Sicherheitspolitik Europas beitragen?

Es muss Verbündete finden, die das Gleiche wollen; wir können es alleine gar nicht schaffen. Als der deutsche, britische und der französische Außenminister nach Teheran gingen, das war ein Kern einer gemeinsamen europäischen Politik unter der Voraussetzung, dass andere es akzeptieren. Die Ablehnung der amerikanischen Irakpolitik war ein umgekehrtes

Beispiel dafür, dass wir in der Selbstverständlichkeit der früheren Jahrzehnte gesagt haben, Deutschland und Frankreich reichen, um Europa zu bewegen. Künftig können wichtige europäische Entscheidungen nicht mehr ohne Osteuropa getroffen werden, siehe Polen.

Wie kann Deutschland denn seinen Komplex wegen der Vergangenheit überwinden, wenn es von den Nachbarn immer wieder auf seine Rolle in der Geschichte hingewiesen wird?

Ich kann allen Nachbarländern nur sagen: „Fürchtet euch nicht!“ Sie haben doch ihr Ziel erreicht: Deutschland ist unfähig, einen Krieg zu beginnen. Militärisch und finanziell sind wir keine Bedrohung, was fehlt denn noch? Ich bin nicht bereit, mich dafür zu entschuldigen, dass wir in der Mitte Europas liegen und 80 Millionen Einwohner haben.

Wie bringen wir die USA zur Einsicht, dass die Formulierung „wer nicht für uns ist, ist gegen uns“ falsch ist und Europa eine andere Einstellung hat?

Auch unsere amerikanischen Verbündeten werden feststellen und notfalls lernen müssen, dass man Geschichte nicht übel nehmen kann. Sie werden es respektieren, wenn man seinen eigenen Weg begründet und dann auch geht. Ich frage nicht nach der amerikanischen Zustimmung, ich möchte gerne, dass Europa seinen Weg selbst bestimmt und dann werden die Amerikaner dazu Stellung nehmen.

Was gab es für Reaktionen auf Ihr Buch?

Die Reaktionen waren für mich wirklich überraschend positiv, sogar von amerikanischen Freunden. Ebenso habe ich eine sehr gute Besprechung in der Wochenzeitung „Die Zeit“ von Herrn Lamers, ehemaliger außenpolitischer Sprecher der CDU, bekommen. Eigentlich gab es kein negatives Echo, auch nicht aus der Partei. Es war eher so, als ob ein Aha-Effekt erzielt wurde. Aber ich möchte wissen, was falsch ist, ich bin sofort bereit, über alles zu diskutieren, das bin ich immer gewesen. (fh,nil)

Frühlingsmelodien

„Aus der Neuen Welt“, so heißt nicht nur die weltberühmte Sinfonie von Dvorák, sondern so lautet auch das diesjährige Motto des Heidelberger Frühlings. Vom 27. März bis 25. April steht an verschiedenen Spielorten neben Klassik auch ein Streifzug durch die amerikanische Musik des 20. Jahrhunderts an. Dabei werden sich Größen wie Barbara Bonney in Heidelberg die Ehre geben. Das breit gefächerte Programm bedient dabei nicht nur Streichquartett-Abo-Inhaber, sondern offeriert auch sonst eher anderweitig musikalisch Interessierten sicherlich die eine oder andere Sternstunde. (dok)

Mehr Infos unter:
www.heidelberger-fruehling.de

Natürliches Wissen

Dietrich Schwanitz' Buch „Bildung“ steht heute in fast jeder Studentenbude. Detlev Gantens Buch „Leben, Natur, Wissenschaft“ hingegen sucht man vergebens.

Dabei tragen beide Bücher den gleichen Untertitel: „Alles, was man wissen muss.“ Gantens Buch ist als Gegenstück zur geisteswissenschaftlichen „Bildung“ von Schwanitz gedacht: Auf 600 Seiten erklärt es die Grundlagen der Naturwissenschaften. Obwohl Physik, Mathematik und Chemie zu kurz kommen, ist das Buch interessant geschrieben und mit einem umfangreichen Personen- und Sachregister versehen. (stw)



Detlev Ganten:
Leben, Natur, Wissenschaft.
Alles, was man wissen muss.
Eichborn Verlag 2003,
608 Seiten, 24,90 Euro.

Bären-Treff®
Der Fruchtgummi-Laden
Heidelberg • Heugasse 1
Tel. u. Fax 06221/164209

NEU • NEU • NEU
Fruchtsaft ohne Farbstoff

Cocktail-Ecke • Cuba-Libre • Caipirinha
• Cocktail-Orange • Kir Royal

WELDE
Nº1
in Qualität
4 x Erster Preis, DLG
und Design
Design Annual, N.Y.

WELDE **Nº1**
www.welde.de

Cash mit Johnny Die Spreu vom Weizen trennen

Zur jüngsten Veröffentlichungswelle mit Namen Cash denkt der geneigte Fan an Bilbo Beutlin. In der langen Förde von Lhûn, an der Westküste Mittelirdes, liegen die Grauen Anfurten, von wo aus die Elben ihre Reise nach Westen starten. Dort eintreffend spricht der tattrige Hobbit überrascht: „Das ist ein Anblick, der bot sich mir noch nie.“

Johnny Cash stirbt im September 2003. Kein halbes Jahr zuvor begleitete er Tochter Rosanne auf deren Werk „Rules of Travel“. „They will fly me, like an angel, to a place where I can rest. When this begins, I'll let you in, september when it comes“, endet ihr Duett.

Nach Cashes Tod folgen Alben von Ehefrau und Sohn. Freilich nie ohne Vokalfransen des Meisters selbst, die, obschon rar gesät, stets Aperitif früh angekündigter Verwertung des „American Recording“-Überschusses sind. Daneben Weihnachtslieder, Hit-Sammlungen, Gefängnisplatte und DVD, Interessantes und Anderes.

Im Spätherbst überquert die Idee den großen Teich. Hiesige Kollegen verneigen sich tief: Noch bevor „Danke, Johnny Cash“, Hommage Tom Astors, den Markt erreicht, übersetzt Gunter Gabriel Cash ins Deutsche. Aus dem „Man in Black“ wird „Der Mann am Pflug“, wofür die GACMF (German American Country Music Federation) „Gabriel singt Cash“ mit einer Nominierung zum Album des Jahres belohnt. Der Hörer kratzt sich unterm Stetson.

„Unearthed“ wird zu dem einen Wort im Stimmengewirr des postumen Allerlei. CD eins bis vier der zu Lebzeiten zusammengestellten Box sind der Paukenschlag, mit dem Cash die Bühne verlässt. Was folgt, kann nur Nachbeben sein.

In einen Plattenladen eilen, den schwarzen Monolithen befreien. Das Textbuch aus dem Schuber holen, Seite 35 aufschlagen. Im Tonstudio. Ehrfürchtig blickt Nick Cave schwarz/weiß. Wer wegen der rund 70 Euro für „Unearthed“

zögert, schaue in diese Augen.

Ein Schwenk zum Buchmarkt: „I never did get to meet Johnny Cash“, gesteht Stephen Miller verrät die einzige Schwäche der im Februar auf deutsch erscheinenden Biographie. Kontakt zu Familie und Umfeld erleichterte die Recherche, doch verhinderte Cashes unsterbiger Gesundheitszustand jedes Interview. Der in Edinburgh lebende Miller liefert eine liebevolle Annäherung an die Person Johnny Cash. Akribisch sammelt er Anekdoten, gewinnt so selbst oft Beschriebenem Neues ab. Traurig klingt sie zuweilen, stets ehrlich, die Geschichte des „troubled man of spirit“. Vergleiche mit der Autobiographie „Cash“ des Heidelberger Verlages Palmyra führen zu nichts. Wenig Geschriebenes erreicht deren Wärme. Tragisches Plus der Miller-Biographie ist ihre Abgeschlossenheit. „That life ended on September 12.“

Ein weißes Schiff steht zur Abfahrt bereit. „Ich will nicht sagen, weint nicht“, verabschiedet Gandalf die Zurückbleibenden, „denn nicht alle Tränen sind von Übel“. (sek)

Stephen Miller: Johnny Cash –
The Life of an American Icon.
Bosworth Musikverlag, Berlin,
ab Februar, ca. 35 Euro.

to the movies



Haus der 1000 ...

Meine Damen und Herren, es ist angerichtet: Schlachtplatte nach Art des Hauses! Rob Zombie, hauptberuflich eigentlich Frontmann der Shock-Rocker „White Zombie“ und bekennender Horror- und Splatterfan serviert mit seinem Filmdebüt eine bluttriefende Hommage an die Klassiker des Genres.

Wenn neugierige Teenager auf der Suche nach dem besonderen Kick in das Haus eines völlig durchgeknallten Psychopathen-Clans geraten, kann das ja nicht gut gehen. Hier wird gemetzelt, zerlegt, neu zusammen gestückelt und markerschütternd gekreicht, dass sich jedem der Magen aufs Schönste umdreht. Als filmische Petersiliendeko noch jede Menge Insidergags und perverse Situationskomik und fertig ist die Blutwurst unter den Kinoknabberern.

Besonderen Charme entwickelt „Haus der 1000 Leichen“ auch durch die scheinbar willkürliche Zensur einiger Szenen, was dazu führt, dass Totgeglaubte wieder munter durch die Gegend wandeln, nur um wenig später wieder zur Schlachtbank geführt zu werden.

Rob Zombie's Freundin Sheri Moon, sozusagen die verschärfte Horrorausgabe des vollbusigen Blondchens, überrascht nicht nur mit erstaunlichem Einfallsreichtum bei der Zubereitung des blutigen Eintopfs, sondern auch mit bemerkenswerten Outfits, die auch noch dem abgebrühtesten Zuschauer die Angstschweißperlen auf die Stirn treiben werden.

Sicher kein Film für Liebhaber der dezenten Zwischentöne oder anspruchsvoller Unterhaltung, aber für alle, die bei Filmen wie „Texas Chainsaw Massacre“ auch mal herzlich lachen können, sicher ein sadistisches Vergnügen. **(dok)**

Bundesstart: 29. Januar 2004



Underworld

Selene (Kate Beckinsale), eine scharfe Braut und obendrein noch Elitekämpferin, steckt mitten im Krieg zwischen Vampiren und Werwölfen. Die dekadenten Blutsauger sind besessen von der Ausrottung der Mondsüchtigen, die ihrerseits auf biologische Kriegsführung zurückgreifen müssen und den Arzt Michael (Scott Speedman) entführen, um eine neue Superrasse zu erschaffen, den Krieg auf alle Zeit zu beenden.

Überall wird intrigiert und gekämpft. Am Anfang etwas lau, gleich einer Matrixparodie, bekommt „Underworld“ schließlich noch die Kurve. Mangelnde Strenge muss sich der Film dennoch vorwerfen lassen, er hätte sich besser auf seinen roten Faden und Figuren besonnen. Last but not least: Die Romeo-und-Julia-Thematik hätte man ruhig für mehr Gedärm beziehungsweise das eine oder andere gefragte Hirn eintauschen können. Beim Anschauen schleicht sich zudem das Gefühl ein, sowohl in „Blade“, als auch in „Matrix“ und „American Werewolf“ zu sitzen, nur in keinem so wirklich. Der Platz zwischen den Stühlen ist der Boden der Tatsachen. **(phe)**

Schlosskino



Laurel Canyon

Ein Job als Assistenzarzt verschlägt den Harvard-Absolventen Sam (Christian Bale) und seine kreuzbrave Verlobte Alex (Kate Beckinsale) nach Laurel Canyon, einem Künstlerviertel in Los Angeles. Dort wollen sie in das vermeintlich leerstehende Haus von Sams Mutter Jane (Frances McDormand), einer



Sams und Alex Beziehung wird im Laurel Canyon auf eine harte Probe gestellt. Foto: Columbia Tristar Pictures

erfolgreichen Plattenproduzentin, einziehen. Doch als das junge Paar ankommt, ist Jane immer noch da und mit ihr die Rock-Band ihres wesentlich jüngeren Geliebten.

Während Sam, der schon immer Probleme mit der unkonventionellen Lebensweise seiner Mutter hatte, zunehmend gereizt auf die Situation reagiert, ist Alex mehr und mehr von Jane und deren scheinbar sorglosem „Sex, Drugs and Rock'n'Roll“-Lifestyle fasziniert. Nach kurzer Zeit findet Alex immer mehr Gefallen an diesem für sie völlig anderem Leben und immer weniger an ihrer Dissertation über das Paarungsverhalten der Frucht-

fliegen. Als Sam sich von seiner Freundin vernachlässigt fühlt und anfängt, den Avancen seiner attraktiven Kollegin Sara nachzugeben, gerät ihre Beziehung in eine ernsthafte Krise und ihr so perfekt geordnetes Leben fast aus den Fugen.

Es ist keine große Geschichte,

die Regisseurin Lisa Cholodenko da in ihrem zweiten Film erzählt. Und mögen die hippen siebziger Jahre auch schon lange vorbei sein: Die Janes und Sams mit ihren ungeklärten Generationskonflikten und der fehlenden Toleranz für abweichende Lebensentwürfe und -einstellungen sind nach wie vor im alltäglichen Leben auch jenseits von Kalifornien präsent. Und genau das macht den Charme dieses kleinen, feinen Streifens aus. Das und sein Fazit: Es gibt keinen einzig wahren und selten einen direkten Weg zum persönlichen Glück. **(sus)**

Harmonie/Lux (OV), Kamera



Pura Vida Ibiza

Der total lustige Ben und seine beiden Kumpels, der Weiberheld Felix und der Oberlehrer Nick, haben gerade ihr Abi gemacht. Da baut Ben so richtig Mist und blamiert seine große Liebe Carola bis auf die Knochen. Damit er nach dieser Pleite auf andere Gedanken kommt, schlagen die beiden Freunde vor, als Animatoren in einem Ferienclub auf Ibiza zu jobben. Denn dort ist „voll das Leben“.

„Voll das Leben“ ist synonym mit „voll die Party“. Auf Ibiza wird ausschliesslich gesoffen und gehurt. Es wird gekifft und selten innegehalten im bunten Treiben. Dafür gibt es viel nackte Haut zu sehen, auch für die weiblichen Betrachter. An Zoten und Zweideutigkeiten wird in „Pura Vida Ibiza“ nicht gespart. Im Gegenteil, hier wird richtig zugelangt. Kein Witz ist zu platt, kein Scherz zu derb. Wie in einer Daily Soap entwickelt sich keiner der Charaktere auch nur ansatzweise und es entsteht höchstens voll der Abklatsch des Lebens. Am Ende kriegen sich Ben und seine dumpfe Carola natürlich doch. Noch eine deutsche Produktion, bei der von 90 Minuten Film mindestens 90 zuviel sind. **(fr)**

Bundesstart: 12. Februar 2004



School of Rock

Jack Black spielt die Rolle seines Lebens. Der Leadsänger von „Tenacious D.“ und nerviger Exzentriker aus „High Fidelity“ (neben John Cusack) verbindet in seinem neuen Streifen „School of Rock“ anderthalb Stunden anspruchslosen Klamauks mit Aufklärung von Acid-Rock bis Zappa.

Diesmal erwischt es allerdings Cusack-Schwester Joan. Sie verkörpert den Gegensatz des rebellierenden Losers Dewey Finn (Jack Black), dem nach dem Bruch mit seiner Rockgruppe und chronischen Schulden bei seinen Mitbewohnern ein Desaster bevorsteht. Als hochstapelnder Aushilfslehrer, der seinem widerwillig angepassten Freund Ned Schneebly (Mike White) einen lukrativen Job an einer Bonzenkinderschule wegschnappt, scheint er spontan alle Sorgen los zu sein. Doch hat er die Rechnung ohne seine Schüler gemacht, die bald gegen die von ihm verordnete Dauerpause aufmucken.

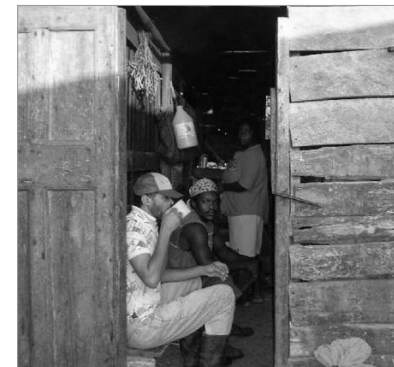
Unverhofft findet Dewey sich bei seinen Schützlingen zwischen kleinen Hendrix' und Mozarts wieder, was ihn auf eine folgenschwere Idee bringt, die das Leben der Kinder für immer verändert. **(jes, phe)**

Bundesstart: 5. Februar 2004

Filme für eine andere Welt

„Globale 03“ macht Station im Karlstorkino

Für den Gegenschlag zur Hollywood-Action holten einige cineastische Aktivisten mit dem Filmfestival *Globale03* aus. Ende vergangenen Jahres ist sie erfolgreich in Berlin gestartet und wird jetzt in die Nachspielorte exportiert. In Heidelberg organisieren die Attac Rhein-Neckar und das Medienforum vom 12. bis 18. Februar die Ausstrahlung einer Auswahl von globalisierungskritischen Dokumentationen, die aktuell und mit kleinem Budget produziert wurden. Im süddeutschen Raum werden die Filme allein im Karlstorkino zu sehen sein.



Gezeigt werden 30 Arbeiten von Regisseuren aus aller Welt, die den Erzählwert von armen Hütten und Luxuspalästen aus der Perspektive von stillen Beobachtern beleuchten. Schweigen wollen sie dazu aber nicht. Aber Bilder sagen ja oft mehr als viele Worte und treffen unseren Nerv genauer als bestechende Analysen. Die müssen sich ihren Weg in das mitteleuropäische Bewusstsein erst über den Verstand bahnen. Weil Probleme über den Sehnsinn schwieriger verdrängt werden, sind Fernsehbilder aber natürlich keine Offenbarung des Welteinblicks. Vielmehr neigt der Konsument schlechter Nachrichten zum lapidaren Kommentar und Druck auf die Fernbedienung – und entschließt sich damit doch zum Wegschauen. Und so werden die Auswirkungen großer Politik so verdichtet, dass beim Zusehen der Widerspruch von Gerechtigkeit und Realität ins Auge springt. Ähnlich Brechts epischem Theatermodell ist auch heute die Inszenierung komplexer Plots lehrreich, wenn Unglaubliches passiert.

Dabei hilft auch manchmal der Zufall: So wie bei dem Kamera-

team, das in Venezuela aus unmittelbarer Nähe von den Revolten gegen den Präsidenten Chavez berichtet. Auch Stars der Szene wie Michael Hardt und Antonio Negri (deren Buch „Empire“ auf den Bestsellerlisten stand) äußern ihre Meinung zu dem Fortgang der Bewegung, mit der Musikvideos von „System of a Down“ und „Rage Against the Machine“ kokettieren.

Dabei sind die Schattenseiten von internationaler Politik und Wirtschaft keineswegs unbekannt. Schon 1996 hielt das Trendwort „Globalisierung“

Einzug in die öffentliche Sprache, und verpflichtet seitdem viele politisch engagierte Menschen, sich dem Widerstand gegen großkapitalistische Einmischung in alle Lebensbereiche anzuschließen. Solche Kritik an der skrupellosen Ausbeutung der Dritten Welt und neoliberaler Profitlogik findet überall Anhänger, die unermüdlich für die gute Sache kämpfen. So zum Beispiel beim Treffen der Welthandelsorganisation (WTO) 1999 in Seattle oder den G-8-Gipfeln in Genua und zuletzt im französischen Evian.

Nun tourt die filmische Form des Protestes gegen bestehende Verhältnisse durch deutsche Lande. Im Programm stehen einige Deutschlandpremiere und vor allem Filme, die sonst schwierig zu sehen sein werden. Für einen Filmeintritt zahlt man sechs Euro, die Dauerkarte kostet für Studenten 25 Euro. Nach den Vorführungen besteht die Möglichkeit, sich in Diskussionsrunden mit Experten und Interessierten auszutauschen. **(jes)**

Infos und Programm unter:
www.globale03.de
www.globale.karlstorkino.de

Kompetenz und Individualität

Ihr Fahrrad sollte zu Ihnen passen wie Ihr Fingerabdruck !!!

MTB `s
Trekkingräder
Rennräder
City-Räder

sowie:

Kinderräder
Falträder
Roller
Transporträder.



Außerdem

Transport-Anhänger
Kinder-Anhänger

Liegeräder
Einräder
Hochräder
Pedersen-Räder

Bekleidung
Packtaschen

Zubehör und Reparaturen aller Art

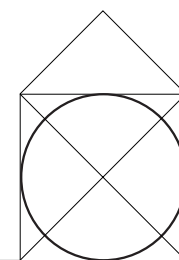
Wir führen unter anderem:
Manufaktur-Räder, Villiger, Diamant, Gazelle
und einiges mehr...

Das kleine Radhaus

Kaiserstraße 59 69115 Heidelberg
(Nähe Hauptbahnhof/Römerkreis)
Telefon: 183727

Mo 15-18 Uhr
Di-Fr 10-13 und 15-18 Uhr
Sa 10-13 Uhr

Selbstverwaltet ~ Mitglied des VSF

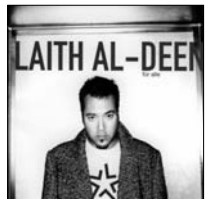


on the records

Laith al-Deen

für alle

Ich weiß gar nicht, was die alle haben. „Und, was hörst du gerade?“, fragen sie heuchlerisch. Und auf meine Antwort „Die Neue von Laith al-Deen“ verziehen sie das Gesicht: Eine Mischung aus üblen Blähungen und Zahnschmerzen. „Nää, oddää?“



Doch. Und ich weiß gar nicht, was ihr alle gegen Laith al-Deen habt. Gut, das ist Pop. Ja, das ist Mainstream. Und Laith, der steht da auch zu. Will Musik machen, sagt er, die möglichst viele Leute erreicht. Nur in meinem Freundeskreis, da erreicht er niemanden. Alles so Alternative-Schwachmaten und Düster-Rocker, die die Qualität des Mannheimer Poppers nicht erkennen können, weil ihnen die Mähnen vor den Augen hängen.

Gut, also die Qualitäten: Erstens gehört Laith al-Deen, zusammen mit Rolf Stahlhofen, zu den ehrlichen Musikern aus der Quadrastadt und zu den unaufdringlichen. Man denke nur an den sendungsbewussten Xavier „Retter des verlorenen Soul“ Naidoo. Oder an die exaltierte Diva Jule Neigel. Oder an Joy Flemming, über deren „Neckarbrücken-Blues“ ich hier nicht weiter philosophieren muss. Ist da al-Deen nicht ein Lichtstreifen am kurpfälzischen Horizont?

Zweitens sind al-Deens Songs leicht nachzuspielen. Gitarre schnappen und: C, G, F – fast fertig – vielleicht noch ein a-Moll. Das Selbst-Spielen hat vielfach den Vorteil, eigentlich einfache, aber mit elektronischem Firlfanz überladene Songs auf das Wesentliche zu reduzieren. Und dann die Texte: „Ich lasse mich fallen, berühre den Grund. Du legst Deinen Atem in meinen Mund – denn alles an Dir macht mich so leicht.“ Oder: „Die Farbe Deiner Stimme, der Ton in deinem Blick. Der Klang in Deinen Augen, den vergesse ich nicht.“ Oder: „Ich stehe mir ein Lachen, zähle die Stunden allzu gerne, lass sie durch meine Hände rinnen, bis Du wiederkommst.“ Oder: „Dass wir geschaffen sind füreinander, ja, das weiß ich.“

Das Ganze – Gitarre und Texte – und etwas weniger des al-Deen'schen „Schalalala“ und „Dubidu“, das klingt wie Hartmut Engler, dafür aber mit Hundeblick, den Laith im Booklet trägt – all das, und die Frau, die da gerade zum Kaffee zu Besuch ist, wird über Nacht bleiben. Sicher. Klappt. Hat noch jemand Einwände?

Selbst mein WG-Mitbewohner, der gerne intelligente Rezensionen über die 50. Platte einer alten Frau schreibt und ansonsten auf Amiga-Sound-Files steht, gibt unumwunden zu: „Okay. Manchmal dürfen Männer auch weinen.“ Wirklich. Was also soll man da noch Substanzielles gegen Laith al-Deen sagen? (wen)

Joan Baez

Dark Chords ...

Gesellschaftlicher Aktivismus ist „in“. Wir protestieren gegen alles, solange es Spaß macht. Weil hinter dem Fun-Event die große Langeweile droht, ist so mancher Demo-Kalender vollgestopft mit netten Kundgebungsterminen für den schmalen Geldbeutel.

Wenn Joan Baez, gerade 63 geworden, ihre, sage und schreibe, 50. Platte, „Dark Chords on a Big Guitar“, veröffentlicht, droht ihr ein ähnliches Schicksal wie Che Guevara oder Karl Marx: als amorphe Ikone in einer pop-politischen Studenten-WG krumm und schief ideologisiert zu werden.

Die zehn Lieder des neuen Albums, von denen „In my Time of Need“ aus der Feder von Ryan Adams das schönste ist, lassen bereits beim ersten Hören spüren, wie bodenständig und unbequem die Amerikanerin geblieben ist.

Alle Stücke sind von jüngeren Songwritern geschrieben, die, obgleich selber bekannte Musiker, mit Joan Baez eine Schüler-Mentor-Beziehung unterhalten. Ihr einzigartiges Vibrato entstammt nicht mehr der Kehle einer 18-Jährigen, die 1959 erstmals auf einer Festivalbühne stand. Ihr Sopran ist dennoch kraftvoll geblieben, klingt zuweilen wunderbar rauchig. Sie

konzentriert sich für dieses Album ganz auf die Stimme, hat das Spielen ihrer vierköpfigen Band überlassen. Die musiziert mit Gitarre, Bass, Drums und Background Vocals betont einfach. Davon lebt die Stimme der Liedermacherin und beweist wieder einmal, dass weniger um so mehr sein kann.

So wie es in *Wings*, dem Stück von Songwriter Josh Ritter, heißt, wird sie in der schwierigen Welt von heute weiter „einen Ort suchen, wo sie mich hören können, wenn ich singe“. (olr)

Iced Earth

The Glorious Burden

Um es gleich am Anfang zu sagen: „The Glorious Burden“ ist perfekter Heavy Metal. Der Gesang von Ex-Judas-Priest-Sänger Tim Owens ist ausdrucksstark, an den Instrumenten sind Könner am Werk und die Platte ist von Anfang bis Ende einwandfrei produziert. Aber genau das ist der Knackpunkt. Das alles hat man schon hundertmal gehört. Aber für alle Menschen, die wissen wollen wie Heavy Metal eigentlich klingt, ist dieses Album wunderbares Anschauungsmaterial: Hier hört man Musik wie vom Reißbrett und daher eben auch gar nicht schlecht. Iced Earth hat mit seinem siebten Album eine edle und solide Arbeit abgeliefert.

„The Glorious Burden“ ist ein Konzeptalbum, das aus zwei Teilen besteht: Der erste Teil beschreibt große Kämpfe („Waterloo“) und Kämpfer („Attila“, „The Red Baron“). Mit „When the Eagle Cries“ beklagt Songschreiber und Gitarrist Jon Schaffer dann auch den Anschlag auf das World Trade Center als große Katastrophe, die so vielen unschuldigen Opfern das Leben raubte. Das Booklet ist aufwändig gestaltet: Eine monumentale Schlachtszene des amerikanischen Bürgerkriegs zierte das Cover. Im Inneren stehen den Song-

texten detailversessene Collagen als Versinnbildlichung gegenüber.

Die zweite Hälfte besteht aus drei zusammenhängenden Stücken, dem 30-minütigen Opus Magnum des Albums: Der Gettysburg-Trilogie. Das Werk beginnt mit der amerikanischen Nationalhymne, geht unter Schlachttrommeln in kraftvolles Metal vom Feinsten über.



Jon Schaffer schreibt im Vorwort zu diesem Epos von seinem Glück, schon so viele besondere Orte besucht zu haben, ihn keiner aber so berührt habe wie das Schlachtfeld von Gettysburg.

„The Glorious Burden“ ist alles, was der Schwermetaller sich wünschen kann. Großes Geschrammel, tolle Doublebass-Sequenzen, mit Kopfstimme schreiende Sänger, ein paar langsamere Balladen und das Heldenepos als krönender Abschluss. Würden wir jedoch zehn Jahre in die Vergangenheit gehen, die Schlachten des amerikanischen Bürgerkriegs in mittelalterliche Fantasiewelten verlegen, wären wir aber da, wo Manowar mit ihrem Album „Kings of Metal“ schon lange gewesen sind. (rl)

Timbaland

Under Construction

Obwohl Timbaland & Magoo durchaus nicht jedem ein Begriff sein werden, haben wir es bei „Under Construction Pt. II“ mit einem Album aus der Feder eines der erfolgreichsten Hip Hop- und R'n'B-Produzententeams zu tun. Superstars wie Missy Elliott hat der begnadete Tim Mosley (aka Timbaland) mit seinen Beats bereits den Weg geebnet. Sie und



andere „Schwergewichte“ des Business unterstützen das Duo nun bei ihrem neuerlichen Versuch, ihr Können auf einer eigenen Platte zu artikulieren – auf der natürlich trotzdem die Beats und Timbalands vielfältig inspirierte Sounds im Vordergrund stehen. Die sind es dann

auch, die das Werk hörenswert machen: Obwohl eher minimalistisch, geben sie jedem Track eine völlig eigene Atmosphäre.

Vom dreckig wummernenden Intro „Straight Outta Virginia“ über die Synthesizer-Klänge in „Shenigans“ bis zum offenbar leicht tantrisch inspirierten „Indian Flute“ bringen die Jungs ihr ganzes Spektrum. In unser überwiegend weißes Ohr findet besonders das melancholische „Hold On“ Eingang – einzig den ziemlich stumpfen Chorus in „Leavin' (on the next plane)“ hätte man dem guten John Denver ersparen können. Insgesamt krenzdenzen uns Timbaland & Magoo aber ein abwechslungsreiches und schmackhaftes Hip Hop-Menü. Mahlzeit! (baba)

Thorn.Eleven

A Different View

Während in Mannheim der Soul-Pop grassiert, wird in Heidelberg richtig gerockt: mit brachialen Riffs an der Stromgitarre und einem ungezügelt voran treibenden Schlagzeug. Thorn.Eleven heißen die Rocker vom Neckar, deren zweite Platte „A Different View“ am 22. März erscheinen wird.

Seit fünf Jahren rocken sie ihren Vorbildern Tool und Incubus nach.

Die Combo, verwurzelt im Metal und Grunge, klingt jedoch nicht wie „noch eine NuMetal-Band“. Vor allem Matthias Heinz' Riffs und die eingängige, zwischen Hysterie und Emotion schwankende Stimme des Heidelberger Medizin-Studenten David Becker bilden das Epizentrum ihres Alternative-Rocks.

Dessen Charakter hatte bereits das Musik-Magazin „Visions“ erkannt, das die Band vor deren Debut 2001 promotete. Es folgten: Auftritt auf dem Kölner Bizarre (als eine der wenigen Bands ohne Plattenvertrag), die Single „Simple Things“ rotierte auf Viva2, Tour durch Deutschland und England, Fernsehauftritte und Support für die illustren Kollegen von Slayer, Earthtone9 und Thumb. Mit der neuen Platte wollen die Jungs genau dort anknüpfen. (wen)



www.bertisevil.tv

Folge 20 der Internetsoap

Habt ihr nicht oft so ein komisches Gefühl, dass irgendetwas nicht stimmt? Sind die Dinge wirklich so, wie sie zu sein scheinen, oder gibt es dahinter eine andere Wahrheit, einen perfiden Plan, der nur ein paar mysteriösen Eingeweihten zugänglich ist? Gerade das gebildete Jungvolk neigt ja leider dazu, alles in Frage zu stellen, und so sind eure Hirne fruchtbarer Nährboden für allerlei Verschwörungstheorien.

Wer beispielsweise beim Anschauen der verwaschenen Schwarzweiß-Dokumentationen der Apollo-Mondlandungen Anfang der 70er den Eindruck hatte, die Landefähre hätte viel zu sauber aufgesetzt und dass im Hintergrund irgendwie ein Krater wie der andere aussieht, sollte mal bei batesmotel.8m.com reinschauen; ein gewisser Kevin Overstreet hat die Bilder noch genauer unter die Lupe genommen. Sogar der altehrwürdige Spiegel hat sich mittels seines TV-Ablegers der Sache

angenommen und die Chance auf eine erfolgreiche Mondlandung gewissenhaft auf vier Nachkommastellen ausgerechnet.

Des Weiteren wird gerne behauptet, „der böse Mann mit dem kleinen Bart“ sei „noch gar nicht tot“. Bei conspiracy.nebelbank.de ist man sich sogar ganz sicher, dass sich der Wagnerfan und passionierte Landschaftsmaler rechtzeitig in „südliche“ Gefilde abgesetzt hat und seine politische Karriere noch ein paar Jährchen ausklingen ließ, oder vielleicht sogar – tiefgefroren wie ein Landser vor Stalingrad – bis heute dort lagert. Ob oder wie er dabei eventuell auf Prinzessin Diana traf, das überlässt aber auch diese Seite eurer Spekulation.

Und wer von sich sagt, schon mal in „Bielefeld“ gewesen zu sein oder gar dort zu leben, dem ist mit äußerstem Misstrauen zu begegnen – denn dieser Ort existiert nicht! Seid ihr gar selber der Ansicht, von dort zu kommen oder meint, „Bie-

lefeld“ schon mal besucht zu haben, so seid ihr einer Gehirnwäsche unterzogen worden. Wendet euch in diesem Fall an die Redaktion, aber ohne Aufsehen zu erregen!

Zu denken gab uns seinerzeit auch die merkwürdige Lebensgemeinschaft von Ernie und Bert aus der „Sesamstraße“. Viele erkannten damals schon hinter der finsternen Braue des ernstesten Gelben die schlummernden Aggressionen. Mutigen Fotojournalisten ist nicht zuletzt die Enthüllung seiner dunklen Seite zu verdanken. (baba)

www.batesmotel.8m.com – Was spiegelt sich da in Aldrins Helm?
www.spiegel.de/wissenschaft/weltraum/0,1518,282031,00.html – 0,0017 Prozent Mondlandung.
www.conspiracy.nebelbank.de/hitler.html – Neuschwabenland mit Hakenkreuzflaggen bombardiert.
www.b-i-e-l-e-f-e-l-d.de – natürlich mal wieder der Mossad.
conspiromat.datenpfanne.de – Verschwörungen für jeden Geschmack.

UPSTAIRS Großer Wok

Chinese Fast Food
- Fast and affordable -
You can't beat it!

Eine Portion Hauptspeise gratis	Stempel	Stempel	Stempel	Stempel	Stempel	Stempel
Eine Portion Hauptspeise gratis	Stempel	Stempel	Stempel	Stempel	Stempel	Stempel

Gutscheine

Heidelberg:
Bergheimer Straße 1a
Bergheimer Straße 7

Wiesbaden:
Friedrichstraße 55
Faulbrunnenstraße 7

Die spinnen, die Belgier Sprachwarrwarr im Land der Pralinen

Johan Grußendorf, Brüssel

Europa wächst zusammen. Die Fäden dieses Prozesses verknöten sich in einer Stadt: Brüssel. Bei so viel Internationalität wird schnell vergessen, dass die Europäische Metropole in einem Land liegt, das seit Jahrzehnten auseinander strebt. Belgien zerfällt mehr und mehr in zwei Teile. In Flandern, dem nördlichen Teil, wird Niederländisch gesprochen. Hingegen sprechen die Belgier im Süden, in der so genannten Wallonie, Französisch. Brüssel, die Hauptstadt, liegt in Flandern und ist offiziell zweisprachig. Die überwiegende Mehrheit der Brüsseler spricht jedoch französisch. Zwischen den Sprachgruppen herrscht teils großes Misstrauen.

„Ich lerne doch kein Niederländisch“, meint ein Brüsseler Student, „das ist keine Kultursprache.“ Entsprechende Ressentiments sind auch von niederländisch sprechenden Belgiern zu hören. Die rechtspopulistische Partei Vlaamsblok nutzt diese Zwistigkeiten in der aktuellen Debatte um das Kommunalwahlrecht für Ausländer, die nicht aus der Europäischen Union kommen. Sie schürt Angst, Ausländer könnten für Parteien der französischsprachigen Bevölkerung stimmen.

Wer in Brüssel das Radio einschaltet, merkt schnell, wie verhärtet die Fronten zwischen den Sprachgruppen sind. Bei niederländischen Sendern reißen sich zwischen die englischen Titel drittklassige Schlagzeilen, die kein Mensch hören würde, wären sie nicht in der Muttersprache aufgenommen. Bei Sendern der Wallonie muss schon einmal Bob Marley für trällernde Martinique-Franzosen aus dem Programm genommen werden.

Auch bei den europäischen Institutionen bahnen sich mittlerweile

Sprachkonflikte an. Bisher halten sich in der internen Kommunikation von Rat, Kommission und Parlament Französisch und Englisch noch die Waage. Mit der Osterweiterung der Europäischen Union wird sich dieses Gleichgewicht vermutlich zu Gunsten von Englisch verschieben.

Ein deutscher Mitarbeiter der Kommission prophezeit vor allem Probleme für einfache Angestellte: „Viele der neuen Mitarbeiter werden besser Englisch als Französisch sprechen. Für die Brüsseler Bürokräfte wird das eine schwierige Umstellung.“ Da die EU nach den Worten eines Richters am Europäischen Gerichtshof auch weiterhin „die Sprachen aller ihrer Bürger spricht“, kommt vor allem auf die Dolmetscher ab Frühling 2004 viel Arbeit zu. Bei Verhandlungen vor dem Gerichtshof wird zwar nur in die wichtigsten Sprachen Englisch, Französisch, Deutsch und für den Prozess nötige Sprachen simultan übersetzt. Trotzdem müssen alle Prozessakten am Ende in der jeweiligen Amtssprache vorliegen.

Doch gegen die Forderung, Englisch als einzige Sprache der Union einzuführen, erheben Befürworter der bisherigen Vielsprachigkeit Einspruch. Wie soll die Akzeptanz der als zu bürokratisch geltenden Union gestärkt werden, wenn die meisten Bürger ohne Wörterbuch kein offizielles europäisches Dokument mehr lesen können?

Zudem werden die europäischen Sprachen als essenzieller Teil der kulturellen Identität des Kontinents verstanden. Mit dem bisherigen Sprachgebrauch innerhalb der Institutionen sowie in der Kommunikation mit den Bürgern der Gemeinschaft verknüpft sich auch ein Kontrast zur englischsprachigen Weltmacht USA.

Echte Elite ganz exklusiv Yale: Vorbild für hiesige Pläne?

Andreas Glaser, Yale

„Just like in Harry Potter.“ So beschreiben die Yale Studenten, die in Saybrook wohnen, ihr College gerne. Alte Gemäuer aus dunklem Kalkstein, eine Mischung aus American Gothic und Country Manor. Der schattige Innenhof erinnert unwillkürlich an einen Burggarten aus dem Mittelalter.

Im Sommer wird hier eine Hängematte aufgespannt und die Collegekatze Rainbow strolcht umher und lässt sich von den Studenten streicheln. Jetzt bei zwanzig Grad unter null huschen nur dick verummte Gestalten über den schneebedeckten Hof. Saybrook ist mit 475 Saybrookianern eines der größten der neun Colleges, in denen fast alle Yale-Studenten vor dem Bachelor untergebracht sind.

Das tolle Ambiente sei einer der Gründe, warum es ihr hier so gefällt, sagt Zoi, eine Studentin im dritten Jahr. Nach vier Jahren College wird sie mit einem Bachelor in Art History abschließen. Sie sitzt in einem gut gefüllten Speisesaal. Die Wände sind holzgetäfelt, die Stühle mit Leder überzogen und es gibt einen offenen Kamin. Hier gibt es Frühstück, Mittag- und Abendessen. Meistens isst Zoi hier. Es sei ein Vorteil, dass der Alltag im College so gut organisiert ist.

Für das neunmonatige Schuljahr kostet Zoi das Studieren an der Yale University sowie das Wohnen und Essen in Saybrook 32 000 Dollar. Der Großteil davon sind Studiengebühren. Wie sie ihr Studium finanziert? „My father is a doctor.“ Aber für Kinder aus weniger wohlhabenden Familien böte die Universität in New Haven, Connecticut, finanzielle Unterstüt-



Foto: gla

Zaubern lernen die Studenten hier zwar nicht, aber ein wenig akademische Magie wohnt doch hinter diesen Mauern.

zung. Das bestätigt auch Mary Miller, Master von Saybrook. Sie ist Professorin für Kunstgeschichte und wohnt mit ihrer Familie direkt im College. Als Master ist sie für die Aktivitäten des Colleges verantwortlich, die über das rein Akademische hinausgehen.

Mary Miller erklärt, dass alle Studenten, die für Yale zugelassen werden, vom Elterneinkommen abhängige finanzielle Unterstützung angeboten bekommen. Diese Unterstützung sei eine Mischung aus Stipendium und Darlehen und sei so konzipiert, dass kein Student das Studium in Yale aus finanziellen Gründen ausschlagen müsse.

Yale sei eine der ganz wenigen amerikanischen Universitäten, die reich genug seien, um bei der Zulassungsentscheidung die finanzielle Situation der Bewerber vollkommen unberücksichtigt zu lassen. Nur so könne die Uni sicherstellen, dass sie auch wirklich die besten Studenten bekomme. Zoi meint, dass ihr

Studium die hohen Gebühren auf jeden Fall wert sei. Sie schätze vor allem, dass man hier so viele interessante und belebte Leute treffe. Staatlich geförderte Unis böten zwar deutlich niedrigere Studiengebühren, dafür aber auch deutlich weniger Exklusivität.

Auch im Lebenslauf mache sich ein Abschluss von Yale sehr gut. Prominente Ehemalige sind zum Beispiel George Bush senior und junior, Bill Clinton und Howard Dean. Dass ein Studium an einer Eliteuni wie Yale einen hochbezahlten Arbeitsplatz garantiere, wie es oft in den Medien dargestellt wird, halten Zoi und Master Miller aber eher für abwegig.

Manche Studenten hier hätten schließlich und endlich gar nicht das Ziel, später einmal möglichst viel Geld zu verdienen.

Sie wollten Künstler werden oder einen anderen idealistischen Beruf ergreifen. Begründung: „To make a difference.“

Impressum

ruprecht, die Heidelberger Studierendenzeitung, erscheint dreimal im Semester, jeweils Mitte Mai, Juni, Juli, beziehungsweise November, Dezember und Februar. Die Redaktion versteht ruprecht als unabhängiges Organ, das keiner Gruppierung oder Weltanschauung verpflichtet ist. Die Redaktion trifft sich während des Semesters jeden Montag um 20 Uhr im Haus der Fachschaften, Lauerstraße 1, 3. Stock. Für namentlich gekennzeichnete Artikel übernimmt der/die AutorIn die Verantwortung. / Herausgeber: ruprecht e.V. / V.i.S.d.P.: Reinhard Lask, Werderstr. 13, 69120 Heidelberg / Hvd: olr,

rl, wen / Redaktionsadresse: ruprecht, Lauerstr. 1, 69117 Heidelberg / Tel./Fax: 06221/542458 / E-Mail: post@ruprecht.de / Druck: Caro-Druck, Kasseler Straße 1a, Frankfurt am Main / Auflage: 10 000 / Grafik: olr, wen / Werbelayout: wro / Finanzen: rab / Redaktion: Rahel Bräuer (rab), Linda Ederberg (li), Solveig Frick (fr), Viktoria Funk (vf), Stephan Kärcher (kä), Dorothea Kaufmann (dok), Reinhard Lask (rl), Nina Lutz (nil), Gabriel A. Neumann (gan), Oliver Radtke (olr), Walther Rosenberger (wro), Fabian Erik Schlüter (üte), Susanne Schönfeld (sus), Christian Underwood (cu), Stefanie Wegener (stw),

Alex Wenisch (wen), Miguel Antonio Zamorano (maz) — Korrespondenten: Sarah Elsing (sel), Daniel Holl (hol), Andreas Glaser (gla), Johan Grußendorf (gru) — Freie MitarbeiterInnen: Bastian Barton (baba), Johanna Shizuka Berg (jo), Christina Brüning (cbr), Nicole Dewald (nd), Anne-Kathrin Draeger (ad), Paul Heesch (phe), Franziska Hofmann (fh), Benedikt von Imhoff (bvi), Sebastian Krug (sek), Matthias Kugler (gio), Teresa Schulze (ter), Jens Schupp (jes), Carola Wanke (cwa) — Redaktionsschluss Nr. 89: 25. April 2004 / ISSN: 0947-9570 / Der ruprecht im Internet: www.ruprecht.de

Personals

vf, gan! Geht ihr zum Puben aufs Klo? – rl
gan! Pubsen schreibt man mit P! – rl
alle! Wer studiert hier Deutsch oder kann Deutsch? – vf
üte! Der ist doch nicht zu kurz, da ist doch mittendrin nur noch Blabla – ad
alle! War die Heike Klöver schon da? – fr
fr! Ja, ich bearbeite sie gerade! – gan
alle! Da gibt's doch ein anderes

Wort für Sex haben ... Kolportieren oder so ... – üte
rl! Ich finde, langgezogen sieht sie besser aus – wen
wen! Angezogen? – dok
rl! Wenn man irgendwas erklären muss, dann nimmt man dem Ganzen ... den Zauber – phe
alle! In die Disco kriegt mich keiner! – vf
vf! Du meinst „in der Disco“? – üte
olr! Danke! – rl
rl! Gern geschehen, ass boy! – olr

Ihr Service-Spezialist für Tinte, Toner, Papier & Co...



Tintenpatronen für Canon-Drucker

Serie 2000 / 4000 / S200 / 300 / S100 / S330 / i320
i450 / i470D / komplett Schwarz + Farbe

nur € 17,-

Serie 3000 / 6000 / S400 / S450 / S4500 / i450 / S500 / S520 / S530
i550 / S600 / S630 / S6300 / i6500 / S800 / S820D / S830D
S9000 / i959 / i9100 / Schwarz + Farbe (CMY) je

nur € 6,50

Fotopapier für Ink Jet · 100 Blatt / A4 ab € 8,99

Tintenpatronen für Epson Stylos Color kompl. Schwarz + Farbe ab € 25,-

Nachfüll-Kits für Canon / HP / Lexmark / Xerox...

Füllung einer Patrone im Starterset bei uns ab € 2,40!

Druckerpapier für Ink Jet + Laser · 500 Blatt / A4 bei uns ab € 3,85

Öffnungszeiten: Mo. - Do. 10.00 - 19.00 Uhr
Do. + Fr. bis 19.30 Uhr · Sa. 10.00 - 16.00 Uhr
Heidelberg · Rohrbacherstr. 6-8 · im Carré
Telefon 0 62 21 - 45 34 17 · Fax 0 62 21 - 45 34 19

Computerzubehör
für alle Systeme
zu Superpreisen!!!
HORN
CITYSTORE



national-
sozialistische
Völkermord

an den
Sinti und Roma
Ausstellung

Dokumentations- und Kulturzentrum Deutscher Sinti und Roma
Bremeneckgasse 2, 69117 Heidelberg
Di, Mi und Fr 10-16.30 Uhr, Do 10-20 Uhr Sa und So 11-16 Uhr
(Mo und an gesetzlichen Feiertagen geschlossen); Eintritt frei

Gefördert durch die Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien

Die Ekel von der Letzten: Sie wollen sich ändern!

Exklusive Einblicke in die neue gewalt-, zynismus-, und ironiefreie Arbeit der Beiden.

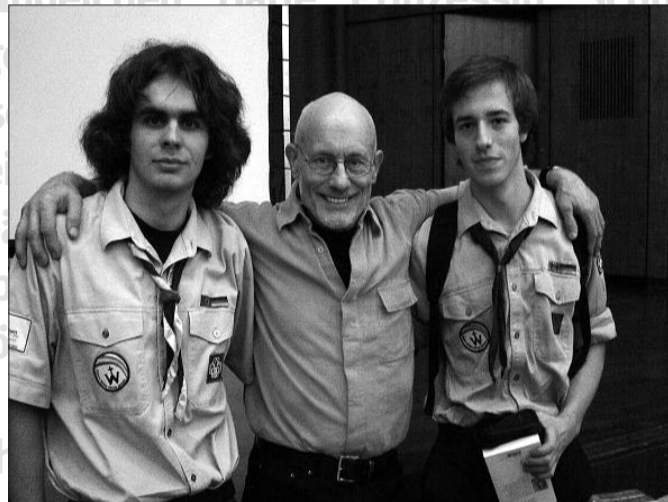
olr: „Das ist aber ein tolles Baumhaus. Da sollte noch ein Schild hin: ‚Jeder ist willkommen‘, sonst denkt der Leser noch, wir rufen zur Ausgrenzung auf“ – rl: „Stimmt, ach du Scheiße ...“ – olr: „Reinhardt!“ – rl: „Oh, Verzeihung, ich meinte Scheibenkleister“ – olr: „Das ist besser“ – rl: „Manchmal gehen einfach die Pferde mit mir durch“ – olr: „Solange du es einsehst, macht das doch nichts.“ – rl: „Wirklich?“ – olr: „Pfadfinderehrenwort!“ – rl: „Gut dann widmen wir uns dem nächsten Bild, wenn das okay für dich ist?“ – olr: „Ja, klar! Gerne!“



olr: „Der Junge muss ganz lieb fragen - am Ende will die Entenmutter gar nicht über diese Straße gehen.“ – rl: „Genau, oder sie fühlt sich am Ende als hilflos dargestellt.“ – olr: „Stimmt. Daran hab ich gar nicht gedacht. Danke Reini, du bist so aufmerksam“ – rl: „Ach ..., Schmeichler.“ – olr: „Doch wirklich, wenn ich dich nicht hätte.“ – rl: „Na, das Kompliment gebe ich gerne zurück.“



rl: „So! Hier sehen wir Theo und seine süße Schwester Ruby“
olr: „Die freut sich, dass sie einen so tollen Bruder hat.“ – rl: „Stimmt! Also: ‚Danke, Theo, dass es Dich gibt.‘ Gut so?“
olr: „Ja, das hast Du gut gemacht, Reini.“
rl: „Danke, lieber Olli.“
olr: „Ach gern geschehen, lieber Reini.“
rl: „Du Olli. Wir sollten weitermachen – der Leser langweilt sich schon.“
olr: „Uups, stimmt ja. Also schnell, sonst legt der Leser uns weg!“



olr: „Hmm, sollten wir den Mann nicht irgendwie ... naja ... Ach!“
rl: „Was ist denn? Was meinst Du?“
olr: „Naja, ... dunkler machen, dass sie auch Ausländern helfen, die ja von manchen nicht so gemocht werden.“
rl: „Ah ... Jaaah ...“
olr: „... hmmm“
rl: „Tja ...“
olr: „Nee ...?“
rl: „Jaja ...“
olr: „Und jetzt ...?“

rl: „Ach Scheiß drauf, die schwarzen Blagen sind drogensüchtig, und suchen ein Opfer ...“
olr: „... im Baumhaus wohnt die Kindernutte Tina mit dem Sprengstoffgürtel ...“
rl: „... genau, und dann kommen die Pornobilder mit den Ossis ...“
olr: „... wir brauchen noch einen abstrus großen schwarzen Penis ...“
rl: „... den Sniper mach ich ins Baumhaus zu Tina ...“
olr: „... wo war das ‚Erfurt‘-Schild mit den Einschußlöchern ...?“
rl: „... und dann setzen wir dem Friedman das Kind auf den ...“
olr: „... harharharharhar ...“



Und da ist es plötzlich schon wieder passiert! Schöne Ferien wünschen:



Marty olr



Doc Brown rl

Habt ihr's gesehen? Wieder haben nationale Burschenschaftler von der Normannia Flyer vor der Triplexmensa verteilt. Diesmal ging's nicht um die Rede des Unwortsiegers Martin „Tätervolk“ Hohmann, oder ein Gemetzel von bösen Polen unter wehrlosen Deutschen zu Kriegsbeginn oder darum, ob Hitlerdeutschland Alleinschuld an der letzten Verwüstung Europas hatte. Diesmal ging es um den Vortrag eines palästinensischen Arztes über „die aktuelle Lage im Nahostkonflikt“. Und wahrscheinlich wieder um irgendwelche „Tätervölker“. Beinahe hätte die braune Bewegung mit Flugblättern im Handstreich die Macht vor der Triplex ergriffen, wenn die Heidelberger Antifa dies nicht unter beträchtlichem Aufwand verhindert hätte. Fast fünf Leute standen den beiden Normannen gegenüber, die ihre kleinen schmucklosen gelben Einladungszettel verteilten. Fast wäre die subversive Geheimaktion der Naziburschis unerkant geblieben, aber ein von mehreren Antifaschisten hochgehaltenes, mehrere Meter

langes Transparent riss den getarnten Volksverhetzern die Maske vom Gesicht und klärte die arglosen, hungrigen Studis auf: Hier geht's um alles! Die Gegenflyer der Antifa, die darüber aufklärten, dass alle von der Normannia eigentlich Väter aus Braunau haben, waren etwa dreimal so groß. Das war gut so: Ohne diesen massiven Einsatz wären die vom Austeilen recht angeödeten Burschis völlig übersehen worden. So aber standen sich mit zwei Armlängen Abstand beide Fraktionen friedlich gegenüber und drückten jedem ihre Flyer in die Hand. Ich habe mich in dem Moment gefragt, welche Seite sich blöder vorgekommen ist: Die Normannen, die glauben, mit ihren stumpfen Parolen irgendetwas zu ändern oder die Antifas, die glauben, diejenigen ändern zu können, die den Burschi-Blödsinn ernst nehmen. Wahrscheinlich kam sich niemand dumm vor. Beide Seiten haben aus ihrer Sicht an diesem Tag die Welt ein bisschen besser gemacht – links und rechts vom Mensaeingang. (rl)

Ey!